

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Das andere Ufer der Nacht

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Das andere Ufer der Nacht

John Sinclair Taschenbuch Nr. 57

von Jason Dark

erschienen am 10.12.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das andere Ufer der Nacht

An einem Flussufer fanden wir den Sterbenden. Nie würde ich seine letzten Worte vergessen. »Ich habe das Jenseits gesehen. Wenn du hinüber willst, nimm die Totenbarke und lasse dich an den Mast aus Knochen binden...«

Ich suchte und fand die Totenbarke. Meine Freunde fesselten mich an den Mast des Knochenschiffes. Und dann begann für mich eine Reise, wie sie schrecklicher nicht sein konnte. Das Jenseits wartete auf mich...

Der Balkon an der Burgmauer war nur klein und besaß ein halbrundes Stützgitter aus angerostetem Gusseisen. Der Blick von diesem kleinen Vorbau war furchteinflößend, denn die Höhe konnte nicht einmal geschätzt werden. Zudem verlor sich der Grund in der Finsternis. Ich stand auf dem Absatz und hatte die Hände auf das Gitter gelegt. Der Wind brachte den eigentümlichen Geruch der Sierra mit. Unter und vor mir wuchsen die Felsflanken in grandiosen Formationen bis hin zu der weiten Ebene, wo die kleine Ortschaft lag, die in diesem Augenblick in einem Regen von Farben zu explodieren schien. Es war das Feuerwerk, von dem ich ebenfalls gehört hatte. Ein herrliches Bild bot sich mir, denn die Dunkelheit teilte sich in zahlreiche Farbstreifen auf, die in den Himmel stiegen, um dort zu gewaltigen ›Blumen‹ zu zerplatzen.

In langen Bahnen fielen die Feuerwerkskörper wieder zurück, glühten noch einmal stärker auf und erreichten den Boden, bevor die nächsten Blumen in die Höhe stiegen und das Schauspiel von vorn begann. Ich schaute zu. Dabei fand ich es faszinierend, auf dem Balkon zu stehen, in die Finsternis zu starren und den farbigen ›Regen‹ zu beobachten, der den Himmel erhellt.

Feuerwerke kannte ich von Jahrmärkten her, aus Großstädten, aber auf dem Land oder den Ausläufern der Gebirge, wie hier im Süden von Spanien, hatte ich sie noch nicht gesehen.

Man feierte. Welches Fest, wusste ich nicht. Die Menschen waren glücklich. Lange, entbehrungsreiche Wochen lagen hinter ihnen, jetzt entlud sich die Spannung, und die Bewohner der kleinen Ortschaft würden sich über drei Tage lang in einem wahren Rausch befinden. Das alles hatte man mir berichtet.

Die dumpfen Explosionen der zerplatzenden Feuerwerkskörper erreichten meine Ohren und hörten sich an wie das Knattern eines fernen Gewehrfeuers.

Die Burg lag im Dunkel. Gelegentlich erreichte das Gemäuer ein

fahler, flackernder Schein, der aber nicht in die Tiefen der Schluchten hineindrang, wo der Fluss durch die engen Kehren schoss und das Wasser an den Rändern zu hohen Gischtwolken aufschäumte. Ich wollte eine Zigarette rauchen, schaute dabei auf die Uhr und stellte fest, dass es bis Mitternacht noch über zwei Stunden Zeit war. Auch ich war erst gegen 23.00 Uhr geladen und musste mir bis dahin die Zeit vertreiben.

Meine Hand blieb in der Tasche stecken, die Finger umfassten die Schachtel, zogen sie aber nicht hervor, denn ein leichtes Vibrieren ließ den Balkon erzittern. Ich senkte den Blick. Die Plattform war klein, halbrund angelegt, ich stand auf ihr und spürte erneut das durch das Gestein laufende Zittern.

Brach der Balkon?

Über mein Gesicht flog ein missmutiges Grinsen. Das wollte ich doch nicht hoffen. Ich ging in die Hocke und schaltete meine kleine Lampe ein, die ich ständig bei mir trug. Ihr schmaler Lichtfinger glitt über den glatten Boden und verharrte an einer bestimmten Stelle.

Dort war der Boden nicht mehr glatt! Ich sah einen Riss, und meine Befürchtungen wuchsen! Schnell musste ich den Balkon verlassen. Die Burg war mir nicht mehr geheuer. Aber was war für die Zerstörung des Balkons verantwortlich? Die Explosion des Feuerwerks vielleicht? Nein, das konnte nicht sein. Diese Schallwellen konnten doch keinen Balkon zum Einsturz bringen! So rätselhaft, wie der Fall begonnen hatte, so lief er auch weiter.

Ich kam wieder hoch, während in der Ferne ein besonders großer Farbenstrauß am nachtdunklen Himmel aufblühte. Dafür hatte ich aber keinen Blick mehr. Während ich auf die Balkontür zugehen wollte, sah ich hinter den wallenden Gardinen in der offenen Tür jemanden stehen. Es sah aus wie ein Ritter aus vergangenen Zeiten.

Rasch fasste ich in den Gardinenstoff hinein, riss ihn zur Seite und prallte zurück. Vor mir stand eine Gestalt mit einer Eisenmaske!

Im ersten Moment dachte ich an ein Trugbild. Die Gestalt war aber echt, und sie trug tatsächlich eine Maske, die wie ein übergroßer Fingerhut aussah, bis zum Hals reichte und Löcher für Mund und Augen besaß. Über den Körper spannte sich ein Kettenhemd, die Beine steckten in einer Gamaschenhose, die Füße in Stiefeln. Komischer Geschmack, dachte ich. Mein Gegenüber sah aber darin aus, als ob er sich nicht aus dem Weg drängen lassen wollte.

Er stand nur da. Ich rührte mich ebenfalls nicht, war aber gezwungen, etwas zu tun, denn hinter mir knirschte es verdächtig. Der kleine Balkon brach...

Mir blieb nichts anderes übrig, als vorzuspringen, um dieser verdammt Gefahr zu entkommen. Dabei nahm ich auch keine Rücksicht auf den Unbekannten vor mir, wuchtete zusammen mit der nach innen gedrückten Gardine auf ihn zu und spürte die Härte seines Körpers, wobei die Glieder des Kettenhemdes leise klickten. Ich befand mich noch im Sprung, als der Balkon hinter mir knirschend und ächzend wegbrach. Das Gitter riss mit. Den Aufschlag hörte ich nicht.

Ein Problem hatte ich hinter mir lassen können, das zweite Problem gab es nach wie vor. Es war die Gestalt mit der Eisenmaske!

Sie wollte mir nicht aus dem Weg gehen. Zwar hatte ich es geschafft, sie nach hinten zu drücken, aber jetzt stand sie in dem Gang und starrte mich an.

In dieser alten Burg gab es kein elektrisches Licht, wie man mir versichert hatte. Schalter waren mir ebenso wenig ins Auge gefallen wie Lampen, also musste man sich auf das flackernde Licht von Kerzen verlassen.

Außer einer Person hatte ich bisher niemanden in dem Schloss gesehen. Und die Senora hatte mir auch nicht von anderen Bewohnern berichtet, obwohl ich danach gefragt hatte.

Woher kam dieser Maskenmann? Und was wollte er von mir? Ich

sprach ihn an. Einige Brocken Spanisch konnte ich, so konnte ich mich verständlich machen. »Wer bist du?« fragte ich ihn. Unter der Eisenmaske blieb es still. Er hielt es nicht für nötig, mir eine Antwort zu geben, dafür tat er etwas anderes. Seinen rechten Arm bewegte er so weit zurück, dass er schräg an seine linke Seite fassen konnte und auch in die Nähe des Rückens gelangte. Dort zog er eine Waffe.

Schon am schleifenden Geräusch des Ziehens erkannte ich, dass es sich dabei um eine Stichwaffe handeln musste. In der Tat hatte er ein Schwert hervorgeholt, dessen Klinge mir so schwarz vorkam wie die Tiefe der unter dem Balkon liegenden Schlucht.

Umsonst hatte der Typ die Waffe nicht gezogen. Er wollte mir ans Leben. Aus der Drehung schlug er zu. Zum Glück waren seine Bewegungen nicht so geschmeidig. Ich konnte sie genau verfolgen und schaffte es auch, der Klinge durch einen Sprung zur Seite zu entgehen. Sie fuhr an mir vorbei, und ich lief ein Stück vor, so dass ich dicht neben einem mit brennenden Kerzen bestückten Leuchter stehen blieb.

Noch tat ich nichts, schaute zu, wie sich der Mann mit der Eisenmaske drehte und mich aus den Schlitzen fixierte.

»He, was ist los?«

Ich bekam keine Antwort. Er ging nur vor, verkürzte die Distanz zwischen sich und mir, wobei er den rechten Arm hob und gleichzeitig anwinkelte. Wenn er aus dieser Haltung heraus meinen Kopf traf, war ich weg vom Fenster.

Er versuchte es. Ich ließ mich rasch in die Knie fallen. Mit seinem wuchtigen Hieb hatte mein Gegenüber einige Kerzen durchtrennt. Die Stücke flogen mir um die Ohren, Wachs tropfte mir in den Nacken und auf die Schultern. Ich flüchtete vor dem Maskenmann tiefer in den Gang hinein.

Ein Spiel war das Ganze nicht, eher eine Falle. Man hatte mich in

das Schloss gelockt, um mich auszuschalten.

Ich schaute zurück. Einen zweiten Gegner, der mir an der anderen Seite den Weg hätte absperren können, entdeckte ich nicht. So hatte ich wenigstens den Rücken frei und überlegte, wohin ich mich wenden sollte.

Bis auf eine Tür war dieser Gang kahl. Er bestand aus kompakten, grauen Steinwänden, und als Fußboden diente eine glatte Schicht aus dunkelbraunen Steinen, die fast fugenlos aneinandergesetzt waren. Der Eisenmann kam. Er bewegte sich langsam, sicher und hielt das Schwert stoßbereit.

Ich dachte darüber nach, die Beretta zu ziehen und ihm eine Kugel unter das Kettenhemd zu setzen, ließ den Gedanken aber wieder fallen, denn mit einem Mord wollte ich mich nicht gerade bei der Senora einführen, wenn es noch andere Möglichkeiten gab, dieser Gefahr zu entrinnen. Die Tür befand sich nicht mehr weit entfernt. Vier Schritte lief ich noch, bevor ich meine rechte Hand auf die gusseiserne Klinke legte und sie nach unten drückte. Willig folgte sie dem Druck, und ebenso willig ließ sich die Tür auch aufziehen.

Ich schlüpfte in den dahinterliegenden Raum, bevor der Eisenmann mich noch erreichen konnte und sah mich eingehüllt von einer kompakten Finsternis.

Es war furchtbar! Nicht die Hand sah ich vor Augen. So dunkel war es. Wie in einem schwarzen Loch gefangen, kam ich mir vor, bis ich mich drehte und zum Glück einen rechteckigen Umriss erkannte, wobei es sich bei ihm nur mehr um ein Fenster handeln konnte. Es war auch nicht so stockfinster, wie ich angenommen hatte. Allmählich erkannte ich, dass sich innerhalb dieses Raumes auch Möbelstücke befanden. Große, schwere Schränke oder Truhen, die man an die Wände gestellt hatte.

Nach einem Lichtschalter suchte ich hier im Schloss vergebens, hielt mich trotzdem an der Wand und bekam den Schlag gegen die

Stirn, weil ich nicht mehr an die Kerzenleuchter gedacht hatte, die an den Wänden hingen. Nur mühsam verschluckte ich einen Fluch, holte mein Feuerzeug hervor, knipste es an und führte die Flamme auf den Docht einer der beiden Kerzen zu, die wie schmale, wächserne Finger aus der Finsternis gerissen wurden und in die Höhe ragten.

Die Dochte brannten sofort. Eine flackernde, sich bewegende Lichtinsel und Stille umgaben mich.

Selbst die Schritte meines Verfolgers waren nicht zu hören. Wahrscheinlich war er vor der Tür stehen geblieben. Ich fragte mich, was das überhaupt sollte? Dieser plötzliche Angriff hätte auch ins Auge gehen können. Dann hätte ich mit gespaltenem Schädel vor dem abgestürzten Balkon im Gang gelegen.

Statt dessen stand ich in diesem Zimmer, schaute in die spärliche Lichtinsel und konnte auch die Lage des Fensters jetzt besser erkennen. Einige Lichtreflexe wanderten auch über die Scheibe, die deswegen einen matten Glanz bekommen hatte.

Sie war geschlossen. Ihr schräg gegenüber entdeckte ich einen kompakten Aufbau. Wenn ich genauer hinschaute, musste das eigentlich ein Kamin sein.

Ich bewegte mich von der Wand weg. Irgendwie fühlte ich, dass es nicht gut für mich war, zu nahe an einer Lichtquelle zu stehen. Sollte noch ein Gegner auf mich lauern, war es für ihn ein Leichtes, mich als Zielobjekt auszusuchen.

Ein Tisch hielt mich auf. Ziemlich klein, quadratisch gebaut, keine Tafel, an der die Ritter früher gespeist hatten. Und dieser Tisch bewegte sich. Bevor ich mich versah, wurde er vor meinen Augen in die Höhe geschleudert. Jemand musste unter ihm gehockt haben, und ich kam nicht so schnell weg, wie ich es mir vorstellte.

Die Tischkante erwischte mich zwischen Kinn und Hals. Der Treffer warf mich zurück. Ich taumelte noch ein paar Schritte weiter, sah den Tisch zur Seite fliegen und auch die kleine Gestalt, die mehr

wie ein kompakter Schatten wirkte. Ich hörte leisen Glockenklang, als sich die Gestalt blitzartig bewegte und auf mich zukam. Sie schwang etwas in ihrer rechten Hand. Es war eine mit Stahlstiften bestückte Kugel. Ein sogenannter Morgenstern, der im Mittelalter sehr gefragt gewesen war. Nur durch eine Reflexbewegung entging ich dem Treffer, hörte ein Lachen und die Kugel auf den Boden wummern. Dann huschte mein Gegner zur Seite, geriet aus meinem Blickfeld, und die Mündung der von mir gezogenen Beretta wies ins Leere.

Mit einem normal gewachsenen Menschen hatte ich es nicht zu tun gehabt. Das musste ein Gnom oder ein Zwerg gewesen sein. Ich machte mich ebenfalls klein. Ich bückte mich, hatte mir dazu einen Platz ausgesucht, der vom Kerzenlicht nicht erreicht wurde, hockte auf dem Boden und wartete ab.

Einige Sekunden lang tat sich nichts. Erst später vernahm ich das knarrende Geräusch. Irgend etwas musste sich da geöffnet haben, und zwar nicht sehr weit von mir entfernt, denn ich spürte den kalten Luftzug, der aus der Öffnung drang und von links über mein Gesicht glitt. Dort schaute ich hin.

Die dunkle Öffnung fiel mir bereits beim ersten Blick auf. Rechteckig zeichnete sie sich in der Wand ab. Ich konnte mir vorstellen, dass es sich bei ihr um den Beginn eines Geheimgangs handelte, in den der Gnom verschwunden war.

Diese alte spanische Ritterburg hielt in der Tat einige Überraschungen für mich bereit, aber ich hatte mich entschlossen, das Spiel mitzumachen. So leicht wollte ich mich nicht mehr ins Bockshorn jagen lassen.

Die Öffnung war nicht weit von mir entfernt. Vor ihr blieb ich hocken und spürte wieder die Kühle, die mir aus der Tiefe entgegenwehte. Mir kam sie vor wie abgestandene Luft aus einem finsternen Grab. Wieder trat meine kleine Lampe in Aktion. Ich

leuchtete in den Schacht hinein. Das Licht tastete die Schräge hinab, die ich als eine Rutsche identifizierte.

Eine Rutsche in die Tiefe! Sollte ich, sollte ich nicht? Ich entschied mich gegen den Rückzug und nahm die Herausforderung kurzerhand an. Um die Rutsche betreten zu können, musste ich mich zusammenducken, dazu drehen, um erst dann die Beine vorzustrecken. Kaum hatte ich meinen Platz gefunden, da zollte ich den Kräften der Physik schon Tribut, und es ging abwärts.

Ich wurde schnell, die Tiefe nahm mich auf, und ich sah überhaupt kein Licht mehr. Um mich herum war die tiefe Schwärze der Erde, und die rasende Fahrt ging weiter.

Ich hatte das Gefühl, durch einen Kanal zu wirbeln, und die Enge dieser Röhre wurde für mich zu einer Beklemmung, die mir das Herz zusammenpresste. In dieser Lage fühlte ich mich irgendwie wehrlos. Jeder Feind konnte mich am Ende der Rutsche erwarten und in Empfang nehmen.

Mit den Hacken versuchte ich, die zu schnelle Fahrt ein wenig zu bremsen. Es gelang mir so gut wie gar nicht, erst als ich in eine Linkskurve geschleudert wurde, nahm die schnelle Fahrt allmählich ab, steigerte sich danach wieder, wurde wenig später reduziert und hielt mit dieser Geschwindigkeit an.

Ich lag halb auf dem Rücken. Den Kopf hatte ich ebenso in die Höhe gedrückt wie die Schultern und starrte noch immer in die wattige Schwärze hinein, die mit 1000 Armen um mich herum war und nach mir griff.

Zwar bereute ich es nicht direkt, mich auf das Spiel eingelassen zu haben, aber wohl war mir nicht.

Ich hörte plötzlich das Rauschen! Es war ein gewaltiges Geräusch, das unter der Erde dumpf und gleichzeitig hallend klang. Noch konnte ich es nicht richtig einordnen, zudem konzentrierte ich mich zu sehr auf diese rasende Rutschpartie, die mich wieder in eine Kurve

führte, meinen Körper herumschleuderte, ihn anschließend noch einmal schnell machte, um mich danach langsamer werden und ausrutschen zu lassen. Das Ende war erreicht. Noch ein Ruck, ich fiel von der Rutsche und landete auf dem harten Boden. Zum Glück mit dem Hinterteil zuerst, das ließ sich noch alles verkraften. Viel schlimmer kamen mir die anderen drei Dinge vor, über die ich nachdachte.

Da war zunächst die verfluchte Dunkelheit. So dicht, dass ich nicht die Hand vor Augen erkennen konnte. Nur wenn ich die Hand bewegte und mich der Luftzug traf, merkte ich überhaupt, dass sie noch vorhanden war.

Problem Nummer zwei war der Gnom, der sich mit einem Morgenstern bewaffnet hatte und vor mir in die Finsternis gerutscht war. Er musste sein Ziel ebenfalls erreicht haben und konnte sich hier in der Nähe versteckt halten, ohne dass ich ihn je entdeckte.

Dann fiel mir noch das Rauschen auf. Eigentlich war diese Bezeichnung nicht korrekt, ich empfand es als ein gewaltiges Brausen, das mir entgegenhallte. Irgendwo in den unterirdischen Tunnelschluchten musste sich ein Fluss befinden, der durch ein enges Bett schäumte und deshalb diese Geräusche abgab.

In welcher Welt war ich nur gelandet?

Ich sah mich noch auf dem Balkon stehen und auf das Feuerwerk starren. Lag dies tatsächlich nur zehn Minuten zurück? Kaum zu glauben! Es kam mir vor, als stünde ich bereits zwei Stunden hier in der Finsternis und in einer feuchten Kälte, die sich auf meine Atemwege legte.

Zum Glück hatte ich die Lampe. Ich schaltete sie ein, leuchtete zunächst nicht in die Runde, sondern den Weg zurück, den ich gekommen war. Das Ende der Rutsche wurde aus der Finsternis gerissen. Ich konnte sie nicht sehr weit verfolgen, sie verschwand schon sehr bald in der Schwärze, und ich stellte nur fest, dass sie

eine glatte Fläche besaß. Danach drehte ich mich. Ein verlorener Lichtfinger durchstieß die Dunkelheit, traf nasses Gestein, aber keine Wände. Demnach war ich in einer gewaltigen unterirdischen Höhle gelandet.

Wo sollte ich mit der Suche beginnen?

Es gibt eine alte Weisheit. Wasser ist wichtig, denn Wasser bedeutet Leben. Auch für mich?

Ich schritt in die Richtung, aus der mir das Brausen entgegentönte. Ich musste vorsichtig gehen, da überall Steine im Weg lagen. Manchmal umging ich sie, hin und wieder konnte ich auch drübersteigen. Wohl fühlte ich mich nicht in dieser Tiefe. Überall konnten Gefahren lauem. Meine Phantasie malte mir die größten Schrecken aus. Ich hatte das Gefühl, als wären die Steine tote Lebewesen, die jeden Augenblick aus einer Art Schlaf erwachen und mich angreifen könnten. Mein rechter Arm bewegte sich hin und her - und verharrte plötzlich, weil ich etwas entdeckt hatte.

Es war ein Stein, der sich bewegte!

Jedenfalls sah es im ersten Augenblick so aus, bis ich nach einem weiteren Schritt erkannte, um was es sich bei diesem ›Gegenstand‹ tatsächlich handelte.

Um einen Menschen!

Unwillkürlich ballte ich die Hände. Meine Kehle war trocken geworden. In jeder Person, die ich in dieser unheimlichen Tiefe entdeckte, musste ich einfach einen Feind sehen, aus diesem Grunde ging ich auch nicht auf dem direkten Weg auf den Mann zu, sondern schlug sicherheitshalber einen Bogen. Schließlich blieb ich neben ihm stehen und leuchtete ihm direkt ins Gesicht.

Es war ein Mann. Ein uralter Mensch mit einem Gesicht, dessen Farbe sich denen der Steine angeglichen hatte. Es sah im fahlen Schein des Lichtfingers grau und gleichzeitig auch grün aus, als wäre die Haut zu Stein geworden und erstarrt.

Ich kniete mich nieder. Vergessen hatte ich die Gefahr. Ich sah nur den Mann, der zwischen den Steinen lag und sich mit letzter Kraft hierher geschleppt haben musste. War er tot?

Ich berührte die Haut und wunderte mich fast darüber, dass sie doch nicht aus Stein bestand. Mit den Fingerspitzen strich ich über die Wangen, konnte die Hautfalten fühlen, kratzte mit dem Fingernagel hinein, ließ die Kuppe weitergleiten, ertastete die Lippen und spürte den Feuchtigkeitsfilm auf ihnen.

Der Mann trug alte zerschlissene Kleidung. Sie war klamm und feucht. Ich schaute mir die Hände des Alten an. Gichtkrumm standen sie in einer makaberen anmutenden Starrheit. Das Haar klebte am Schädel. Einige dünne Strähnen, deren Enden in den Ohren kitzelten. Tropfen lagen auf der Haut, und ich leuchtete dem Alten jetzt direkt in die Augen, wobei ich gleichzeitig mit der anderen Hand nach seinem Herzschlag fühlte. Das Herz schlug, aber schwach und kaum zu fühlen, aber in dieser Person steckte noch Leben, und ich fragte mich natürlich, ob sie mir nicht Auskunft über die rätselhaften Vorgänge geben konnte. Gesehen hatte ich ihn noch nie. Die Nase stand spitz aus dem faltenreichen Gesicht, so wie man es von sehr kranken Menschen her kennt, bevor der Tod sie umfängt.

Ich war mir sicher, dass auch dieser Mann nicht mehr lange leben würde. Um ihm zu helfen, hätte ich ihn wegschaffen müssen, nur war mir das nicht möglich. Deshalb wollte ich versuchen, ihn zum Reden zu bringen. Einige Worte nur reichten mir schon, um dieses Geheimnis der unterirdischen Höhle und auch vielleicht das der alten Burg ein wenig zu lüften.

Ich schlug dem Mann leicht gegen die Wangen, rieb auch seine Stirn und sprach flüsternd und scharf auf ihn ein. Wenn er sich nicht schon zu weit auf der Straße ins Jenseits befand, würde er zurückkehren können und musste mich einfach hören.

Plötzlich zuckten seine Lider. Ein erster Erfolg stellte sich ein. Ich

leuchtete in sein Gesicht, das Licht musste schmerzen, und das genau wollte ich.

»Kommen Sie zu sich!« beschwor ich ihn. »Ich bitte Sie! Kommen Sie zu sich! Lassen Sie mich nicht im Stich!«

Irgendwie musste meine drängende Stimme tief in seinem Innern einen Kontakt ausgelöst haben, denn er öffnete tatsächlich die Augen, starrte mich an und schaute so irritiert und erschreckt, dass ich die Lampe zur Seite nahm. Auch in den nächsten Sekunden änderte sich daran nichts, bis er die schmalen Lippen bewegte und eine Frage formulierte. Ich hatte mich auf die Worte konzentriert und konnte sie doch nicht verstehen. Erst als er sie wiederholte, begriff ich ihren Sinn.

»Bist du der Tod?«

Das hatte mich noch nie jemand gefragt. Ich erschreckte mich selbst darüber. War ich der Tod? Nein, bestimmt nicht, aber der Sterbende musste einen Grund gehabt haben, sich danach zu erkundigen.

»Nein, der Tod bin ich nicht«, gab ich zur Antwort. »Wieso aber fragst du mich danach?«

»Weil ich dort war.«

»Wo? Bei ihm?«

»Ja.«

Leider blieb er einsilbig, so dass das Rätsel um seine Person und Herkunft noch größer wurde. »Bitte, wie soll ich das verstehen? Wieso warst du drüben?«

Es dauerte eine Zeit, bis er mir die Antwort gab. Inzwischen veränderte sich auch sein Blick. Er hatte die Augen verdreht, schielte mal gegen die Decke, dann an mir vorbei, und seine Hände zuckten, als hätten sie unsichtbare Schläge bekommen.

»Das andere Ufer der Nacht!« hauchte er. »Ich habe das andere Ufer der Nacht gesehen...«

Meine Stimme klang bei der nächsten Frage gespannt. »Wieso das

andere Ufer der Nacht? Was meinst du damit? Ist es das Jenseits?«

»Ja, so heißt es.«

»Und du warst drüben?«

»Sicher.«

»Wie kam es? Geht man einfach hinüber - und wenn ja, wo kann man das? Wie finde ich den Ort?«

Er schaffte es, seinen Arm ein wenig anzuheben. Die kalten Finger seiner Hand umschlossen mein Gelenk. »Es ist gefährlich, du darfst es nicht. Sie sucht immer welche, denn die Totenbarke wird in dieser Nacht erneut fertiggestellt.«

»Eine Barke?«

Er saugte pfeifend den Atem ein, so dass ich das Gefühl hatte, schon das letzte Luftholen zu erleben. Zum Glück trat dies nicht ein, und der Mann redete weiter.

»Ich habe nicht mehr viel Zeit. Ich weiß nicht, wer du bist und wo du herkommst, aber ich möchte dich warnen. Es ist nicht gut, an das andere Ufer der Nacht zu fahren. Dort wartet die ewige Dunkelheit, und die Barke aus Knochen wird dich über den Fluss tragen...«

Es waren interessante Informationen, die ich da zu hören bekam. Trotzdem reichten sie mir nicht, ich wollte einfach mehr erfahren und forderte ihn auf, sein Wissen preiszugeben.

Er hatte mir zugehört, schaute mir ins Gesicht, und sein Blick wurde plötzlich wieder klar. »Willst du es wirklich versuchen, Fremder? Willst du hinüber?«

Ich nickte. Er ließ mein Gelenk nicht los. »Dann höre mir genau zu, damit es dir nicht so ergeht wie mir...«

Und er begann mit seiner phantastischen Erzählung...

»Musst du schon wieder rauchen?« fragte Suko und schielte auf die Packung, die der Reporter Bill Conolly in der rechten Hand hielt.

»Wieso nicht?«

»Es schadet.«

Bill winkte ab. »Weiß ich selbst, aber zum Teufel noch mal, ich bin einfach nervös.«

»Reiß dich zusammen!«

»Das sagst du so leicht.« Ohne die Zigarette aus der Packung genommen zu haben, schaute sich Bill um. Die beiden Freunde standen vor der Tür einer alten Herberge, die ihnen als Quartier diente. Wo sie sich aufhielten, lauerte das Ende der Welt. Auf einem Hochplateau in der spanischen Sierra, umgeben von gewaltigen Felsen und Bergen, hatte vor mehr als tausend Jahren ein Priester die Idee gehabt, eine kleines Dorf zu gründen und ihm den Namen Santera zu geben. So hieß es auch heute noch, obwohl es kaum einen Spanier gab, der diesen Ort kannte. Kein Tourist verirrte sich in das Dorf, in dem es nur einmal im Jahr etwas zu feiern gab.

Das Feuerwerk. Immer dann, wenn der Sommer seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde es abgebrannt, als Dank dafür, dass Santera vor langer Zeit einmal von den marodierenden Mauren nicht hatte eingenommen werden können. Dieses Feuerwerk galt allen Schutzheiligen, die ihre behütenden Hände über die Ortschaft gelegt hatten.

Auf einer Terrasse im Fels wurde das Feuerwerk abgebrannt, und alle Einwohner, selbst die Kinder, befanden sich auf dem Weg dorthin, so war es Bill und Suko berichtet worden.

Sie überlegten noch, ob sie ebenfalls gehen sollten, denn wegen des Feuerwerks waren sie nicht gekommen, außerdem warteten sie noch auf eine Nachricht ihres Freundes John Sinclair.

Hinter ihnen bewegte sich quietschend die Eingangstür der Herberge. Der Besitzer trat heraus. Bill und Suko gingen etwas zur Seite, damit er Platz bekam. Er schloss ab. »Oder wollen Sie rein?« fragte er.

»Nein.«

Der Mann schüttelte verwundert den Kopf, als er den Schlüssel verschwinden ließ. »Weshalb stehen Sie hier eigentlich? Alle gehen zum Fest. Warum nicht Sie?«

»Was ist schon ein Feuerwerk?« fragte Bill.

Der Spanier nickte. Er strich über seinen Bart und setzte seinen breitkrempigen Hut schief auf. »Im Prinzip haben Sie recht, Senores, aber dieses Feuerwerk ist etwas Besonderes.«

Suko nickte vor seiner Antwort. »Das wissen wir auch. Es wird zum Dank abgebrannt.«

»Stimmt.« Der Spanier kam dicht an die beiden heran, so dass sie seinen Rotwein-Atem riechen konnten. »Aber das ist nicht alles. In dieser Nacht des Dankes werden auch die Knochen hervorgeholt, um die Barke zu vollenden. Wisst ihr das?«

Die Freunde zeigten sich erstaunt. »Davon haben wir noch nichts gehört!« behauptete Bill.

Der Wirt und Herbergsvater nickte langsam. Sein Gesicht hatte den Farbton von Oliven in der bläulich wirkenden Dunkelheit bekommen.

»Ich kann mir vorstellen, dass ihr von dieser Sache noch nichts erfahren habt. Sie ist auch nicht bekannt geworden.«

»Und was geschieht jetzt?« Auf Bills Frage wurde mit einem Nicken geantwortet. »Da muss es doch einen Grund geben.«

Der Spanier lachte rauh. »Ja, den gibt es. Wir hier in Santera sind etwas Besonderes, denn wir bilden gewissermaßen das Tor zum Jenseits. Versteht ihr?«

»Nichts«, gaben die beiden ehrlich zu.

Der Einheimische winkte ab. »Ist auch nicht schlimm, Senores. Freut euch über das Feuerwerk.« Dann ging er davon, ohne noch ein Wort über das Thema zu verlieren.

Bill knetete sein Kinn. »Verstehst du das?« fragte er den neben ihm stehenden Chinesen.

»Noch nicht. Ich denke gerade darüber nach.«

»Aber nicht zu lange.«

»Wieso? Hast du es eilig?«

»Sollte man in Spanien eigentlich nicht. Trotzdem habe ich ein komisches Gefühl. Ich bin der Meinung, dass irgend etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Das Feuerwerk ist okay, aber was hat der Wirt da von den Knochen erzählt?«

»Man braucht sie.«

»Ja, für eine Totenbarke. Außerdem finde ich es nicht gut, dass wir von John noch nichts gehört haben.«

»Er wird sich auf dem Schloss umschauen. Bis Mitternacht haben wir zudem noch Zeit.«

»Mal sehen.«

Suko und Bill hielten sich im Schatten der Hausmauer auf. Zusätzlich wurden sie vom Dach des Türvorbaus gedeckt, so dass sie die anderen Menschen sahen, diese aber die beiden Männer nicht. Der kleine Ort war in einen regelrechten Aufruhr geraten. Für die Bewohner hatte das Jahr mit diesem Fest und auch dem Feuerwerk den Höhepunkt erreicht. Den ganzen Tag über hatten sie bereits gefeiert. Es war getrunken und gegessen worden. Musik spielte. Frauen, Männer und Kinder tanzten, der Wein floss in Strömen. In der Dunkelheit strebte das Fest seinem Höhepunkt zu, dem so berühmten Feuerwerk, das mit einem Fackelzug eingeleitet wurde.

Einem alten Ritual folgend, trugen allein die Männer die Fackeln. Ein aufgeschichteter Holzstoß hatte bereits Feuer gefangen, an dem die Fackeln angezündet wurden. Ein jeder Träger schritt gemessen auf das Feuer zu und hielt seine Fackel an die Flammen.

Da sich die Herberge nicht weit vom Marktplatz des Ortes entfernt befand und dort das Feuer loderte, konnten Suko und Bill die Szenen sehr deutlich erkennen.

Die Männer mit den schon brennenden Fackeln stellten sich in einer langen Zweierreihe auf und warteten, bis auch der letzte von ihnen ausgerüstet war. Danach setzte sich der Zug zur Felsterrasse hin in Bewegung, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Im Gänsemarsch schritten die Einwohner los. Musiker befanden sich auch in der Gruppe. Es wurden schwermütige spanische Weisen gespielt, die zu der Landschaft passten. Auch Kinder gingen mit. Unnatürlich schweigsam waren sie, und über ihre Gesichter huschte der Schein der tanzenden Fackeln. Den Männern und Frauen erging es ähnlich, auch sie wurden von diesem Schein übergossen und wirkten wie Fremdlinge in einer nackten, kahlen Felslandschaft. Bill hatte sich etwas vorgestellt, um besser sehen zu können. Jetzt drehte er den Kopf. »Unseren Wirt habe ich nicht gesehen«, sagte er zu Suko hin gewandt.

»Der holt die Knochen.«

Bill kam wieder zurück. »Macht dich das Wissen darum nicht nervös?«

»Ja.«

»Und du willst nichts tun?«

»Ich warte, bis die anderen verschwunden sind. Danach machen wir uns auf die Suche.«

»Fragt sich nur, wo wir die Knochen finden können.« Der Reporter gab sich die Antwort selbst. »Möglicherweise auf dem Friedhof oder in der Kirche. Hier rechne ich mit allem.«

»Das kann natürlich sein.«

Wie ein langer Wurm aus tanzenden Feuerinseln zog sich die Kavalkade aus Menschen den schmalen Weg hoch, der sie zu ihrem Ziel führen sollte. Die Terrasse lag zwischen den Felsen und dennoch ziemlich frei, weil man von ihrem freien Ende aus in die Tiefe einer Schlucht schauen konnte. Wie eine Nase sprang die Terrasse vor, und sie war auch der beste Ort, um ein für Santera

außergewöhnliches Feuerwerk zu entfachen.

Die Echos würden über die Berge rollen, als wollten sie durch ihr Rufen schlafende Riesen erwecken.

Soeben verschwanden auch die letzten Mitglieder dieser Gruppe auf den schmalen Weg, der sie zwischen die Felsen führte. Der Fackelschein verteilte sich anders. Manchmal war er sehr deutlich zu sehen, dann wieder weniger stark, weil er von irgendwelchen Vorsprüngen und Ecken beschattet wurde.

»Machen wir uns also auf die Suche«, schlug der Reporter vor und zuckte nach diesem Satz ebenso zusammen wie Suko, weil sie zur gleichen Zeit die flüsternde Stimme vernommen hatten.

»Das braucht ihr nicht. Ich werde euch führen...«

Die beiden rührten sich nicht. Eine direkte Gefahr schwang nicht auf sie zu, denn die Stimme hatte einen weichen Klang besessen, und sie gehörte einer Frau.

Aus dem Dunkel löste sich eine ganz in schwarz gekleidete Person, die ein langes dunkles Kleid trug und eine schlichte Mantilla über ihren Kopf geschlungen hatte, die ein Großteil der schwarzen Haarflut völlig verdeckte.

Wegen dieser vorherrschenden, dunklen Farben wirkte ihr Gesicht um so blasser und bleicher. Es war von einer nahezu rührenden Zartheit. Sie kam zögernd näher, lächelte zum Zeichen der Zusammenarbeit, und die beiden Männer erwidernten den Gruß.

Vor ihnen blieb das Mädchen stehen. Es roch nach Lavendel, ein angenehmer Geruch, nicht zu vergleichen mit dem Gestank der blakenden Fackeln, der durch den Ort wehte.

»Du willst uns führen?« fragte Bill.

»Ja.«

»Weshalb? Wer bist du?«

»Ich heiße Viviana.«

»Und wohnst hier?« Diese Frage hatte Suko gestellt.

»Nein und ja. Aber das ist nicht wichtig. Vertraut euch mir an, ich zeige euch das Beinhäus.«

Obwohl die beiden Männer eigentlich hätten froh sein können, blieb bei ihnen doch ein gesunder Rest von Misstrauen. So einfach und ohne Gegenleistung hatte man es ihnen selten gemacht. Suko wollte wissen, ob Viviana nicht vermisst wurde.

»Nein.«

»Alle anderen sind auf dem Weg zum Feuerwerk.«

»Ich nicht.« Sie schüttelte ihren Kopf. »Ich brauche es nicht.« Das Mädchen sprach leise, beinahe flüsternd, trotzdem gut zu verstehen, ähnlich wie eine Schauspielerin auf der Bühne, wenn sie einen Text nur flüstert und trotzdem in der letzten Reihe zu verstehen ist.

»Zu wem gehörst du?« wollte Bill wissen.

»Nicht zu den anderen. Entweder vertraut ihr mir, oder ich gehe wieder. Es bleibt euch überlassen.«

Die beiden schauten sich gegenseitig an. Suko nickte schon, doch Bill fragte: »Und was ist mit John?« Der Reporter hatte englisch gesprochen, weil Viviana ihn nicht unbedingt verstehen sollte.

»Er wird sich allein zu helfen wissen. Die Burg ist nicht weit, schließlich hat man ihn eingeladen...«

»Das schon.« Bill kratzte sich hinter dem Ohr. »So ganz traue ich dem Frieden nicht.«

»Es ist besser, als hier herumzustehen oder selbst den Weg zu den Knochen zu suchen.«

»Okay, wir geben mit.«

Viviana wartete etwas abseits. Als die beiden Männer auf sie zukamen, erkundigte sie sich nach deren Namen. Die Besucher aus England stellten sich vor, und das Mädchen nickte so wissend, als hätte es nichts anderes erwartet. »Ich darf euch führen?«

Bill lachte leise. »Das musst du sogar. Aber sag uns vorher bitte, wie viele Männer sich bereitgemacht haben, um die Knochen zu

holen und aus welch einem Grund sie es tun.«

Die Antwort des Mädchens drang den beiden wie ein wispernder Hauch entgegen. »Weil in dieser Nacht die Barke fertig werden muss.«

»Das haben wir schon einmal gehört«, sagte Bill schnell, der sich mit dieser Antwort nicht zufrieden geben wollte. »Ich möchte gern wissen, welchen Zweck die Barke erfüllt.«

Die Augen des Mädchens bekamen einen übernatürlichen Glanz. »Sie wird ihren Fahrgast an das andere Ufer der Nacht führen.«

Der Reporter tauschte mit Suko einen verständnislosen Blick. »Das andere Ufer der Nacht, verstehst du das?«

»Noch nicht.«

»Was ist es, rede!«

Viviana schüttelte den Kopf. »Nein, ich werde es euch nicht sagen. Vielleicht erlebt ihr es. Vielleicht...« Sie verzog die Lippen zu einem wissenden und gleichzeitig geheimnisvollen Lächeln, bevor sie sich umwandte und einfach wegging.

So blieb Suko und Bill nichts anderes übrig, als ihr zu folgen, wenn sie mehr über diese geheimnisvolle Totenbarke erfahren wollten. Sie nahmen nicht den gleichen Weg wie die Bewohner, die längst das Dorf hinter sich gelassen hatten. Viviana führte die beiden Männer hinter die Herberge, wo sie einem schmalen, sehr steinigen Weg erreichten, der von den Häusern wegführte und sich einem Hang näherte. Er wirkte wie ein langes, von oben nach unten ausgebreitetes Schattentuch. Sie schritten in die dunkle, noch warme, spanische Nacht hinein, wo der von der Sierra einfallende Wind ihnen den trockenen, feinen Staub entgegenblies und sie umsäuselte.

Nur ihre Schritte waren zu hören. Beide Männer wunderten sich darüber, wie leichtfüßig Viviana vor ihnen herlief. Sie hatte ihre Mantilla vom Kopf rutschen lassen, so dass sie jetzt über der Schulter lag und vom Wind bewegt wurde. Auch der lange Rock

flatterte. Manchmal wischte er mit seinem Saum über den Grund, wenn er besonders uneben war.

»Fällt dir eigentlich auf, dass wir in die gleiche Richtung laufen, in die auch John verschwunden ist?« fragte Bill.

»Das habe ich schon bemerkt.«

»Ob wir ins Schloss sollen?«

Suko wollte es nicht glauben. »Ich weiß nicht so recht, ob wir da die Knochen finden.«

»Denk an die Folterkeller dieser alten Burgen. Darin ist so manches Geheimnis verborgen.«

»Lass dich doch überraschen!«

»Tu ich auch.«

Der schmale Weg führte nicht den dunklen Schattenhang hoch, sondern an ihm vorbei. Er lief praktisch parallel mit ihm, aber er wand sich immer weiter vom Dorf weg, passierte mal eine alte Hütte, führte über schmale Grate und mündete auf einem dunklen Platz, wo beide Männer das alte Steinhaus sahen, das dicht an einen Felsen gebaut worden war, so dass es mit seiner Rückseite dort abschloss. Viviana war stehen geblieben. Als auch Suko und Bill nicht mehr weitergingen, wies sie die beiden an, sich in eine Deckung zu begeben. »Wartet lieber dort. Man soll euch nicht sehen.«

Bill tippte der Spanierin auf die Schulter. »Stimmt es, dass dieses Haus unser Ziel ist?«

»Richtig.«

»Da sind die Gebeine?«

»Auch.«

»Wie weit ist es denn bis zur Burg?«

Da lachte Viviana. »Wäre es Tag, würdet ihr sie längst sehen. So könnt ihr den Schatten höchstens ahnen. Wir sind sehr dicht dabei, glaubt mir.«

»Hatte das Haus irgendeine Bedeutung?« fragte Suko.

»Ja, es ist sehr alt. Im Mittelalter wurde es oft benutzt. Manche sagen, es sei eine Kirche gewesen, andere wiederum halten es für einen Hort des Satans. Sucht es euch aus!«

»Und dort liegen tatsächlich Knochen?«

»Wenn ich es euch sage. Es sind die Gebeine der Verstorbenen. Manche von ihnen erreichen ein Alter, das ich mir kaum vorstellen kann. Aber sie sind da und werden einmal im Jahr durchsucht, um die Barke weiterbauen zu können. Sie kann bereits schwimmen, aber alles muss perfekt sein, um das andere Ufer der Nacht zu erreichen.«

Bill wurde ungeduldig. »Was bedeutet das denn nun? Die Knochen, das andere Ufer der Nacht? Himmel, ich verstehe nichts.«

»Später, Bill, später.« Mehr sagte Viviana nicht. Sie ging einfach los, so dass die beiden Männer ihr folgen mussten.

»Glaubst du, Suko, dass sie mit den Knochensuchern unter einer Decke steckt?«

»Ich gehe mal davon aus.«

»Dann wäre es eine Falle für uns.«

»Möglich.«

Sie schwiegen in der nächsten Zeit, weil sie sich dem geheimnisvollen Beinhaus so weit genähert hatten, dass sie dessen Umrisse besser erkennen konnten. Bill schaute auf die Form, die Ähnlichkeit mit einem Kreuz besaß. Ihm kam der Gedanke, dass es sich bei dem Bau um eine Kirche handelte. Um es genau in Erfahrung zu bringen, erkundigte er sich bei Viviana. Er ließ eine Hand auf ihrer Schulter liegen. »Handelt es sich da um eine Kirche?«

»Ja, um eine sehr alte.«

»Seit wann sind eine Kirche und ein Beinhaus identisch?«

»Es gibt so etwas.«

Mit dieser Erwiderung musste sich der Reporter abfinden. Das Mädchen schlug einen Bogen, um zu dem normalen Eingang zu

gelangen. Schon bald sahen sie die breite Holztür vor sich. Der sich hoch über ihr befindliche Turm war nur mehr zur Hälfte vorhanden. Irgend etwas hatte ihn an seiner Spitze gekappt.

Sie blieben vor der Tür stehen. »Was ist, wenn wir eintreten?«

Viviana lächelte. »Nichts.«

»Führst du uns in eine Falle?« fragte Suko.

»Nein.«

»Was sollen wir dann dort?«

Viviana schaute erst Suko an, danach Bill. Es wirkte so, als wollte sie in den beiden Gesichtern forschen.

Dann fragte sie etwas, das beide Männer überraschte. »Seid ihr nicht extra wegen dieser Knochen gekommen? Oder wegen des anderen Ufers der Nacht?«

»So sehen wir das nicht.« Bill erntete von seinem Freund ein beifälliges Nicken. »Uns ging es um die Anzeige. Eine gewisse Senora Marquez versprach darin, den Weg ins Jenseits zu zeigen, das genau war der Grund unseres Kommens.«

»Ihr seid Zweifler«, erklärte das Mädchen und sprach wie eine weise Frau. »Könnten das Jenseits und das andere Ufer der Nacht nicht identisch sein, wenn man genauer darüber nachdenkt?«

Dieser Hinweis war nicht so schlecht. Es lohnte sich tatsächlich, sich damit zu beschäftigen. Das sahen beide Männer ein. Suko nickte als erster, Bill folgte zögernd.

»Dann gehört Senora Marquez das Beinhäus?«

»Ihr werdet es erfahren. Da, schaut zum Berg, das Feuerwerk beginnt.«

In der Tat wurde die erste Rakete von der Terrasse aus in den nachtblauen Himmel geschossen, wo sie zu einem rotgelben Pilz zerplatzte, der sich ausbreitete, um anschließend in langen, farbigen Bahnen in die Tiefe zu fallen.

»Sie beginnen mit der Feier«, sagte das Mädchen. »Und wir

werden das Beinhaus betreten.«

Eine Erwiderung wartete sie nicht ab, drehte sich und öffnete die Tür, die sehr schwer war, über den Boden schleifte und zusätzlich noch in den Angeln quietschte. Weder Suko noch Bill mochten dieses verräterische Geräusch, aber es ließ sich nicht vermeiden, und so betraten sie die Kirche, in deren Innern es angenehm kühl war. Aber auch dunkel!

Im ersten Augenblick kamen sich die beiden ziemlich hilflos vor, bis sie die Fenster erkannten, durch die ein graues Licht sickerte und die Umrisse der Scheibe: genau nachzeichnete.

Dunkle Bänke standen in der Kirche. Allerdings nicht geordnet, sondern kreuz und quer. Ein Zeichen, da dieses Gebäude nicht mehr benutzt wurde. Die beiden Männer sahen auch keinen Altar. Wo er gestanden hatte, gähnte ein leerer Fleck.

Dieses Gotteshaus sah aus wie entweihlt.

Viviana hatte immer von den Knochen gesprochen. Zu sehen waren sie nicht. Aber sie vernahmen heiser flüsternde Männerstimmen aus der Tiefe.

Viviana wusste genau, wohin sie zu gehen hatte. Vor dem Altar schwenkte sie nach links, denn dort befand sich im Boden ein Einstieg, der unter die Kirche führte. Sie blieb am Rand der Luke stehen. »Steigt hinab! forderte sie die beiden auf.«

Suko und Bill wollten nicht. »Langsam«, flüsterte der Reporter. »Wer weiß, was uns dort erwartet!«

»Das Beinhaus.«

»Und vier Männer.«

»Auch das.«

»Wie werden sie reagieren, wenn sie uns sehen?«

Über die Lippen des Mädchens zuckte ein Lächeln »Sie werden sich freuen.«

Diese Antwort konnte man zweiseitig auslegen. Die beiden

Engländer trauten der Kleinen immer weniger, aber in dem blassen Gesicht war nicht zu erkennen, ob sie es gut oder schlecht meinte. Nicht einmal die Lippen zuckten. Sie lagen aufeinander und bildeten einen geschwungenen Kussmund.

»Du gehst vor!« bestimmte Suko.

Viviana zeigte keinen Widerstand. Sie setzte sich in Bewegung, und nach einem Schritt verschwand sie schon in der Tiefe. Geschickt ging sie über die schmale Treppe, ließ sie hinter sich, blieb stehen und winkte. Suko machte den Anfang. Bill wartete noch. Er drehte sich um, schaute in das dunkle Dämmer der kleinen Kirche und hatte das Gefühl, von einer Gefahr umgeben zu sein.

Die gesamte Umgebung kam ihm nicht geheuer vor. Hier schienen selbst die Schatten ein Eigenleben zu führen, obwohl sie sich nicht rührten, aber Bill hatte das Gefühl, als stünden sie in einer lauernden Bereitschaft, um die Eindringlinge zu verhöhnen.

Auch von den Stimmen der vier Männer hörte er nichts mehr. Dafür vernahm er Sukos Stimme. »Komm, es ist okay!«

Stumm schritt Bill die Steintreppe hinab. Sie war sehr schmal. Man musste schon Acht geben, um nicht auszurutschen, denn überall auf den Stufen lagen kleinere Steine. Spinnweben klebten an den Wänden und standen dabei so weit vor, dass sie mit ihren dünnen Fäden über das Gesicht des Reporters strichen. Bill schüttelte sich. Er war kein ängstlicher Mensch und hatte schon verdammt viel erlebt, aber diese unterirdische Welt hatte doch etwas Unheimliches an sich. Neben Suko blieb er stehen. Die beiden Männer standen in einem hohen Gang. Risse zogen sich über ihre Köpfe durch die gewölbte Decke und bildeten daumentiefe Reliefs. Ein alter Geruch schwang den Männern entgegen, in dem sich Feuchtigkeit, Schimmel und Moder vereinigten. Irgendwo knackte immer etwas. Manchmal hörte es sich auch hohl an, als wären Knochen auf Knochen gefallen.

Viviana hatte sich ein Stück von ihnen entfernt und gegen die linke

Wand gelehnt. In dieser Haltung wirkte sie wie ein Tote, die darauf lauerte, ins Freie steigen zu können. Ihr Gesicht war noch bleicher, die Augen dunkler, und die Handbewegung, mit der sie die beiden Männer zu sich winkte, erinnerte an den Gruß eines Zombies, so langsam geschah es. Licht gab es auch. Nur nicht dort, wo sich Suko und Bill aufhielten. Ein gutes Stück entfernt, und es war ein Fackelschein, dessen Ausläufer in den Gang hineinleuchteten, wo sie zwar nicht die Männer, dafür aber das Mädchen erfassten.

»Wir müssen weiter«, flüsterte die junge Spanierin.

»Und wo geht es hin?« fragte Suko.

»Ins Beinhau.«

»Weshalb reden die anderen nicht mehr?«

Viviana hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Vielleicht warten sie auf uns.«

Bill war misstrauisch. »Wissen sie denn, dass wir kommen? Hast du es ihnen gesagt?«

»Nein, das brauchte ich nicht.«

»Also wissen sie Bescheid.«

»Bitte«, sagte das Mädchen. »Vertraut mir. Es ist besser. Ihr werdet das sehen und erleben, was ihr euch gewünscht habt. Das andere Ufer der Nacht wartet auf euch.«

»Mit anderen Worten: der Tod!«

Bill bekam auf diese Bemerkung keine Antwort. Viviana setzte sich wieder stumm in Bewegung, und nur das Zerknacken der kleinen Steine unter ihren Füßen war zu hören.

Der breite Gewölbegang war nicht sehr lang. Schon bald mündete er in eine kleine Felsenhalle, und genau dort befanden sich die vier in der Wand befestigten Fackeln und die stockdunklen Nischen. Das Licht aber strahlte nach vorn ab, und es fiel zuckend und flackernd genau auf das Ziel, das für Bill und Suko wichtig war.

Der Knochenhaufen! Aufgeschichtet wie Sand, wuchs er in die

Höhe und bildete einen Hügel. Auch alte Knochen sind bleich, stockig, die hier wurden vom Fackelschein umflort und nahmen auch die rotgelbe Farbe an, wobei manchmal die düsteren Schatteninseln des Lichts überwogen und völlig lautlos über den bleichen Berg strichen. Dieses Bild hatte etwas Unheimliches an sich. Selbst die beiden Männer waren davon überrascht und schauten sich an. Bill mit einem fragenden Ausdruck in den Augen, Suko lauernd. Er war es auch, der sich an die Führerin wandte.

»Wo befinden sich die vier Männer?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Ich kann es nicht sagen. Ich weiß nur, dass sie die Knochen brauchen. Vielleicht haben sie schon welche genommen und sind zur Barke gegangen.«

»Eine Barke ist ein Boot«, sagte Suko. »Und ein Boot muss schwimmen. Demnach müsste sich hier ein Fluss befinden.«

»Den gibt es. Wenn ihr weiter in den Berg hineinläuft, werdet ihr das geheimnisvolle Rauschen des Totenflusses hören.«

»Totenfluss?« wiederholte Bill.

»Ja, so wird er genannt, der die Barke an das andere Ufer der Nacht bringt.«

Für die beiden Freunde wurde der Fall immer verworrenener. Sie hatten den Eindruck, als sollten sie trotz allem hereingelegt werden, ebenso wie John Sinclair, von dem sie nichts gehört hatten und der sich im Schloss der Senora Marquez befand.

Viviana hatte sich an der linken Seite des Knochenbergs aufgebaut. Den Arm hielt sie ausgestreckt und deutete auf die Ansammlung der Gebeine. »Das sind sie«, erklärte das Mädchen. »Es sind die Knochen derjenigen, die unter der grausamen Folter der Inquisition gestorben sind. König Philipp der Zweite, der sich der Inquisition verschrieben hatte und erst während seines langen Sterbens büßte, ist in diese Berge gekommen und suchte sich das Dorf Santera aus. Er machte es zu einer Hochburg der Folter. Unter dieser Kirche gellten

die Schreie auf, wenn seine Folterknechte sich der Bedauernswerten annahmen.«

Bill nickte. »Davon haben wir gehört. Wir kennen die blutige Geschichte der Inquisition. Spielt sie eine Rolle in dem Fall, der uns hergeführt hat?«

»Eine sehr große sogar.«

»Und welche?«

Viviana schüttelte den Kopf. »Ihr müsst Geduld haben, ihr werdet alles erfahren, alles...« Sie lächelte wieder so geheimnisvoll, um sich dann zurückzuziehen und in der Dunkelheit unterzutauchen. Bill und Suko werteten dies als ein Zeichen. Sie wollten auch etwas dagegen tun, aber sie kamen nicht mehr dazu, denn aus den Nischen lösten sich die Gestalten.

Vier waren es. Männer, die nicht am Feuerwerk teilnahmen, dafür aber bewaffnet das Beinhaus betreten hatten. Plötzlich schauten die Männer aus England in die Mündungen der Gewehre, und sie wussten, dass sie in diesem Augenblick keine Chancen hatten. Trotz ihrer Wachsamkeit war die Falle zugeschnappt.

Einer der vier entbot ihnen einen höhnischen Gruß. »Willkommen im Reich des Schreckens...« Es war der Wirt der Herberge, der gesprochen hatte...

Im dünnen Schein meiner Lampe sah ich, dass der alte Mann schwitzte. Deshalb holte ich ein Tuch hervor und tupfte ihm die Schweißperlen von der Stirn, was er mit einem dankbaren Blick quittierte. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte ich ebenfalls von einem Sterbenden Informationen erhalten. Es war in einer Londoner Kirche gewesen, und der Mann damals hatte mir von den drei Gräbern berichtet, die nach Atlantis führten.[\[1\]](#)

Was würde mir dieser Mann sagen?

»Ich heiße Manuel Sandoz und habe mich mein ganzes Leben über

mit der spanischen Geschichte, der Mystik und der Legendenbildung beschäftigt. Ich wusste über die Inquisition Bescheid und fand in alten Aufzeichnungen den Namen des Dorfes Santera. In diesem Ort quartierte ich mich ein, um meine Studien zu beginnen, und ich war erfolgreich. Das andere Ufer der Nacht habe ich sogar am eigenen Leibe erlebt!«

»Das Jenseits also?«

»Ja, Fremder, ja«, sagte der Alte mit rauer Stimme. »Dort ist es noch viel dunkler als in der normalen Nacht. Das andere Ufer der Nacht ist der Schrecken. Wer da hineintaucht, ist verloren. Er muss über den Fluss und sich am Knochenmast der Barke fesseln lassen. Nur so kann er das andere Ufer erreichen.«

»Und was erwartet ihn da?«

Sandoz wollte lachen, es wurde nur ein trockenes Husten daraus. »Was ihn dort erwartet, kann ich nicht beschreiben. Es ist die ewige Finsternis, die Leere, die Dunkelheit, die Dimension ohne Hoffnung. Es ist das Jenseits, das hier seine Grenze hat. Eine magische Grenze, die vor langer Zeit aufgebaut wurde.«

»Von wem?«

»Von denjenigen, die hier herrschten. Es war die Familie der Marquez. Sie waren es, die den Schrecken herholten, sie waren königstreu, sie dienten der Inquisition und der schwarzen Magie, denn sie wollten das Jenseits erfahren und einen Weg zu ihm finden.«

»Ist dieser Fluss der Weg?«

»Ja, ein Weg voller Leid und Tränen. Die Knochenbarke ist aus den Gebeinen derjenigen gebaut, die in den langen Jahren der Inquisition ihr Leben verloren hatten. Die Burg, der Berg und der Fluss haben es in sich. Nur wenige wissen davon, und die es wissen, halten den Mund, denn noch immer ist das Geschlecht der Marquez sehr mächtig. Die Senora herrscht über die Region. Ob sie schon tot ist oder noch lebt, es weiß niemand genau Bescheid. Auch traut sich

keiner, danach zu fragen, aber sie ist die geheimnisvolle Königin im Hintergrund und hat es geschafft, die Grenze zwischen dem Diesseits und dem Jenseits zu überbrücken. Der Fluss ist die Grenze. Sie musst du überschreiten, und nur in der Totenbarke ist das möglich. Nur damit, hörst du?« Er richtete sich auf, und es gelang ihm auch, weil er mein Gelenk umklammert hielt. Ich blickte in sein beschwörend verzogenes Gesicht.

Dieser Mann wollte unter allen Umständen, dass ich ihm Glauben schenkte. Deshalb hatte er sich noch einmal aufgerafft und mir die Botschaft übermittelt. Mehr konnte er nicht sagen. Ich wollte ihn noch fragen und sah, dass sein Blick gebrochen war.

Einen Toten hielt ich fest. In den letzten Sekunden seines Lebens hatte er sich noch so hart an mich geklammert, dass es mir nur mit großer Mühe gelang, die Finger von meinem Gelenk zu lösen. Beinahe hätte ich seine Knochen sogar brechen müssen.

Ich drückte ihn zurück. Im Tode hatte sein Gesicht einen entspannteren Ausdruck gefunden. Gern hätte ich mehr von ihm gehört, ob er richtig drüben gewesen war und weshalb er nicht gestorben, sondern zurück gekommen war. Wenn ich auf diese Fragen eine Antwort finden wollte, musste ich selbst hinüber.

Es war still geworden. Auch das harte Flüstern des Manuel Sandoz war verstummt, so dass ich mich auf die Geräusche konzentrieren konnte, die ich trotzdem hörte. Es war das ferne Rauschen!

Nie abgehackt klingend, gleichmäßig, auf irgendeine Art und Weise für mich auch lockend, denn dort würde ich in der Praxis die Antwort finden, die mir der Sterbende bisher nur hatte andeuten können. Der Fluss war die Grenze. Er trennte das Diesseits vom Jenseits. Eigentlich ein Irrsinn, wenn ich genauer darüber nachdachte, aber ich wusste auch, dass die Schwarze Magie in einen solchen Kreislauf ebenfalls eingreifen konnte.

Verloren kam ich mir neben dem Toten vor, dessen Gesicht sich

kaum von der Farbe der übrigen Steine abhob. Seine Augen hatte ich ihm zugeschlagen, weil ich diesen leeren Blick einfach nicht ertragen konnte. Ich hätte immer wieder hinschauen müssen, so aber konnte ich sein Gesicht besser ertragen.

Meine Gedanken irrten ab. Ich befand mich plötzlich wieder in London und dachte daran, wie dieser verzwickte Fall überhaupt begonnen hatte. Eigentlich trug mein Freund Bill Conolly ja die Schuld daran, denn er war zu uns gekommen und hatte uns eine spanische Zeitung auf den Tisch geknallt, in der eine Annonce rot markiert worden war.

»Lies selbst!«

Ich hatte gelesen und mich über den Text gewundert. Da suchte eine gewisse Senora Marquez Menschen, die einen Blick ins Jenseits werfen wollten. Wer sich bei ihr meldete und einen Test bestand, konnte sich anschließend dieser unwirklichen Aufgabe widmen und voller Mut an sie herangehen.

»Das ist doch Bauernfängerei«, hatte ich zu Bill gesagt.

»Das dachte ich auch, John. Aber ich habe Erfahrungen eingeholt und mit einigen Bekannten telefoniert. Diese Senora Marquez gibt es wirklich.«

»Mag sein. Ist das für dich ein Beweis?«

»Auch nicht. Nur ist dieser Bekannte zufällig auch Reporter und wurde neugierig. Er ging dem Fall nach. Dann erreichte mich sein zweiter Anruf. Der riss mich vom Hocker. Es sind in den letzten drei Monaten tatsächlich die Menschen verschwunden, die sich mit der Senora in Verbindung gesetzt hatten. Frag mich nicht, wie mein Kumpel das herausbekommen hat. Es war aber so.«

»Wie ging es weiter?«

»Er hat sich nicht mehr gemeldet. Scal, so haben wir ihn immer genannt, weil er einen unaussprechlichen Namen hat, wollte sich das Gebiet näher ansehen und mir Bescheid geben. Bis jetzt habe ich

nichts von ihm gehört.«

Ich wollte noch immer nicht, auch Suko zeigte sich damals sehr skeptisch, aber Bill gelang es, uns zu überreden, und Sir James genehmigte uns diese Reise. Der Reporter fuhr auf eigene Kosten mit, und nach zahlreichen Mühen hatten wir auch den Ort Santera erreicht, wo unser schauriges Abenteuer seinen Anfang genommen hatte. Jetzt stand ich in der düsteren Umgebung, hörte das ferne Rauschen des Flusses, und wusste nicht, wie es weitergehen sollte, weil mein letzter Informant sein Leben verloren hatte.

Über eine Rutsche war ich in diese tieferen Regionen gelangt. Ich konnte mir eigentlich nicht vorstellen, dass es der einzige Zugang zum Schloss war, denn über die Rutsche nach oben zu gelangen, ging einfach nicht. Meiner Ansicht nach musste es einen zweiten Weg geben. Den wollte ich finden. Gleichzeitig reizte mich auch der Fluss. In dieser unterirdischen Felshöhle wurden die Geräusche zu sehr verzerrt. Ich wusste nie, wie weit eine Quelle ungefähr entfernt lag. Bevor ich mich für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden konnte, trat ein anderes Ereignis ein. Ich hörte das gleiche Geräusch, das auch ich verursacht hatte, als ich über die Rutsche geglichen war. Dort kam jemand.

Vielleicht Suko oder Bill, die es im Ort nicht mehr ausgehalten hatten und zum Schloss gelaufen waren.

Sofort drehte ich mich herum. Der schmale Lampenstrahl machte die Bewegung mit, aber ich musste noch einige Schritte nach vorn laufen, um das Ziel sehen zu können.

Der Körper hatte die Rutsche schon fast hinter sich gelassen. Er war sehr schnell. Ich konnte soeben noch erkennen, dass es sich bei ihm weder um Suko noch um Bill handelte. Ein anderer fiel von der Rutsche auf den Boden.

Rasch lief ich hin, leuchtete ihn an und erschrak, als ich das blutüberströmte Gesicht sah.

Diesen Ankömmling hatte der Typ mit der Eisenmaske erwischt und ihn als Leiche nach unten geschickt...

Nur allmählich beruhigte sich mein klopfender Herzschlag, und auch die Trockenheit in meinem Hals verschwand. Mit dieser Überraschung hatte ich nicht gerechnet. Da hatte mir doch tatsächlich jemand eine Leiche fast vor die Füße geschickt.

Ich erinnerte mich daran, dass von einem Test gesprochen worden war, den der Kandidat zu durchlaufen hatte. Ein brechender Balkon, der Mann mit der Eisenmaske und der Zwerg mit dem verdamten Morgenstern, das waren schon drei Hindernisse auf einer Teststrecke. Ich hatte sie überwunden, der Tote vor mir wahrscheinlich nicht. Von dem Schwerthieb war er böse erwischt worden. Ich schaute nicht erst in sein Gesicht, sondern ließ den Strahl meiner kleinen Leuchte tiefer wandern, um unter seine Jacke fassen zu können.

Einen Ausweis fand ich in der Innentasche nicht, dafür einige kleine Karten. Visitenkarten.

Ich las den Namen, der darauf in blauen Lettern gedruckt stand. SCAL. Und genauso hatte auch der Kollege meines Freundes Bill geheißen, der ihm die Tips gegeben hatte.

Nun wusste ich, aus welch einem Grunde Scal nicht mehr mit Bill telefoniert hatte. Wahrscheinlich war er ein Gefangener gewesen, den man erst jetzt getötet hatte.

Allmählich bekam dieses geheimnisvolle, brutale und gefährliche Spiel Konturen. Nur hätte ich gern gewusst, wie diese Person aussah, die im Hintergrund lauerte und alles steuerte. Wie eine Spinne musste sie im Netz sitzen und die Fäden in den Händen halten.

Das Rauschen des Flusses vernahm ich hier nicht mehr so deutlich. Um ihn allein rankte sich das Geheimnis und um die Person der Senora Marquez. Lange blieb sie mir nicht mehr unbekannt, denn etwas trat ein, mit dem ich nie im Leben gerechnet hätte.

Hinter der Rutsche wurde es plötzlich hell. Es war ein unheimliches Leuchten, das nicht allein von der Grottendecke fiel, auch aus den Steinen am Boden und den Seiten drang, als hätte jemand zahlreiche Glühbirnen angeschaltet.

Der grüne Schein breitete sich aus, er floss über den Boden, verteilt sich, und ich konnte in eine gewaltige Höhle schauen, in deren Mitte ein gedeckter, langer Tisch stand. An dessen Ende saß eine Frau, die nur die Senora Marquez sein konnte.

Der Duft der Speisen wehte mir entgegen. Es war für zwei Personen gedeckt, und in den Kristallgläsern schimmerte edler Wein. Ich kam mir vor wie in einem Märchen, schüttelte den Kopf und sah auch die beiden Leibwächter, die sich rechts und links der Frau aufgebaut hatten. Der Mann mit der Eisenmaske und der Gnom, der lässig seinen Morgenstern kreisen ließ.

Die Senora hob die Hand. »Willkommen am Rande der Ewigkeit«, begrüßte sie mich. »Setzen Sie sich und speisen Sie mit mir. Sie haben es verdient, Fremder, als einziger verdient...«

Die Worte des Wirts hallten noch in der unterirdischen Höhle nach. Weder Suko noch Bill sahen einen Grund, etwas darauf zu erwideren, sie schauten sich nur die Männer an, die sie umzingelt hielten. Es waren normale Menschen, wie sie in diesem Lande lebten. Bärtige Gestalten, kräftig, mit kantigen Gesichtern, von dem rauhen Leben in der Sierra gezeichnet.

Sie trugen schlichte Kleidung, wirkten wie Gebirgsbauern, aber die Gewehre in ihren Fäusten sprachen Bände. Zudem machten diese Leute ganz den Eindruck, als würden sie keinen Spaß verstehen und auch schießen, wenn es sein musste.

Der Wirt schien der Anführer zu sein, da er abermals das Wort übernahm. »Einer kommt zu mir rüber, der andere bleibt stehen«, befahl er rauh.

Um die Lage nicht noch mehr aufzuheizen, gehorchten die beiden. Es war Bill, der sich in Bewegung setzte und dorthin ging, wohin die Mündung des Gewehres zielte, die der Wirt in den Händen hielt. Dabei geriet der Reporter so nahe an Viviana heran, dass er sie recht gut sehen konnte.

Regungslos stand sie im Rand der Fackelscheinkreise. Sie wirkte trotz ihrer geringen Größe wie eine Königin, und alle vier standen zu ihren Diensten.

Viviana übernahm das Wort. Fragend wandte sie sich an die vier Männer. »Was ist mit dem anderen?«

Ein Typ mit schiefsitzender Baskenmütze übernahm die Antwort. »Er ist zur Burg hochgegangen.«

»Gut, Ramon.«

Der Wirt begann zu lachen. »Alle drei sind uns jetzt in die Falle gegangen.«

»Du vergisst diesen Scal.«

Der Wirt hielt sein Lachen bei. »Der ist bestimmt tot.«

Das Mädchen nickte. Es hatte die Mantilla fortgeschleudert, bewegte den Kopf und wirbelte das dunkle Haar wie eine lange Fahne hin und her.

»Wer zu uns kommt, der zahlt den Preis«, erklärte sie orakelhaft und fügte wieder ein Lächeln hinzu.

Bill Conolly fühlte sich angemacht. Er hatte sich nach dem ersten Schreck wieder entspannt und stellte sich lockerer hin. »Kann mir mal jemand sagen, was das hier zu bedeuten hat?«

»Das kann ich.« Ramon sprach, konnte aber nicht weiterreden, weil er durch eine Handbewegung des Mädchens unterbrochen wurde.

»Ich werde es erklären.«

Bill deutete eine spöttische Verbeugung an. »Wir bitten darum!«

In der Grotte bekamen die Stimmen einen hallenden Klang. Auch die des jungen Mädchens, als sie sagte: »Zunächst, möchte ich

festhalten, dass ihr Gefangene seid.«

»Als Gäste fühlen wir uns auch nicht«, erwiederte der Reporter spöttisch.

Viviana zeigte Schärfe. »Noch so eine dumme Bemerkung, und man wird dir eine Kugel ins Bein schießen!«

Da hielt Bill den Mund. Er hatte auch Sukos warnenden Blick aufgefangen. Es hatte keinen Sinn, die andere Seite zu sehr zu reizen. Viviana ging so weit vor, bis sie sämtliche Personen im Blickfeld hatte und auch durch das Fackellicht nicht geblendet wurde. Ihre Worte richtete sie nur an Bill und Suko.

»Ich werde euch eure Mörder vorstellen«, erklärte sie mit ruhiger Stimme, lächelte dabei leicht und sagte die Namen der vier Waffenträger der Reihe nach auf.

Ramon hieß der Wirt, er war der mit der schiefsitzenden Baskenmütze. Sein Gesicht lag im Schatten. Hin und wieder tanzte der Widerschein einer Fackel über die verschlagen wirkenden Züge.

Esteban hieß der Mann mit dem Vollbart und den zusammengewachsenen Augenbrauen. So wirkte er böse und finster. Bei Juan fiel die Halbglatze auf, die nur notdürftig von einigen Haarsträhnen bedeckt wurde. Ansonsten war er ein durchschnittlicher Typ. Aber gerade die sind oft die gefährlichsten. Er stand selbst wie eine Eins da, seine Augen bewegten sich unruhig. Ein Beweis für das in ihm brennende innere Feuer.

Zicco hieß der letzte. Sein Schnäuzer war sorgfältig gestutzt und an den Enden zu Spitzen gedreht. Zicco sah aus wie ein Beau aus den Zeiten zwischen den beiden Weltkriegen.

»Jeder dieser Leute würde nicht zögern, euch eine Kugel in den Schädel zu schießen«, erklärte Viviana.

Bill wollte den Grund wissen. »Weshalb denn? Was haben wir euch getan, dass ihr so reagiert?«

»Uns noch nichts, nur haben wir es nicht gern, wenn man bei uns

herumschnüffelt.«

»Dann habt ihr auch etwas zu verbergen.«

Viviana nickte. »Im Prinzip nicht, nur ist das, was hier geschieht, nicht für jeden zu verstehen.«

»Du kannst uns ja aufklären«, forderte Bill.

»Darüber denke ich nach. Jedenfalls werdet ihr eingespannt, bevor wir uns weiter mit euch beschäftigen. Ich bin dafür, dass ihr uns Kulidienste leistet.«

»Wie das?«

Viviana deutete auf den Knochenberg. »Die Barke ist noch nicht völlig fertiggestellt. Ihr werdet letzte Hand anlegen und die Knochen so schichten, wie es die alten Regeln vorschreiben.« Nach diesen Worten streckte sie beide Arme aus und präsentierte ihre Handflächen. »Noch etwas bekomme ich von euch. Die Waffen...«

Es hatte keinen Sinn, wenn sich die Männer weigerten. Viviana war lange genug mit ihnen zusammen gewesen, um genau zu wissen, dass sie bewaffnet waren. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Berettas aus den Halfttern zu holen.

»Und sehr vorsichtig!«

Weder Bill noch Suko machten den Versuch einer missverständlichen Bewegung. Sie holten mit spitzen Fingern die Pistolen hervor und ließen sie zu Boden fallen.

»War das alles?« fragte das Mädchen.

»Ja.«

Viviana glaubte ihnen nicht. Ihr Finger zeigte auf den Inspektor. »In deinem Gürtel sehe ich einen Griff stecken. Er ragt schräg daraus hervor. Was ist das?«

Suko zog seine Peitsche. Die Riemen waren eingefahren, so sah sie aus wie ein Schlagstock. Damit rechnete auch das Mädchen. »Es ist wohl ein Totschläger. Wurf ihn ebenfalls weg.«

Suko hob die Schultern. Eine Sekunde später lag auch die Peitsche

am Boden.

Viviana war zufrieden. Sie zog sich zurück, schlug im Rücken der Männer einen Bogen, damit sie ihnen nie in die Schusslinie geriet, hob die Waffen dann auf und ließ sie in den Taschen ihres langen Mantels verschwinden, die unergründlich schienen.

In den Gesichtern der Engländer rührte sich nichts. Natürlich ärgerten sie sich, dass sie ihre Waffen verloren hatten, nur wollten sie Viviana den Triumph nicht gönnen, es ihr auch zu zeigen. Deshalb blieben sie völlig ruhig.

»Eine Frage hätte ich noch«, sagte Bill.

»Ja?«

»Weshalb tust du das?«

Sie lächelte. »Weil ich es muss. Es ist die familiäre Bindung. Außerdem mache ich es wegen der Senora Marquez.«

»Ist sie etwas Besonderes?«

Viviana trat einen Schritt näher. Als sie stand, richtete sie sich auf, die Schultern bildeten praktisch einen Strich. Man merkte ihr an, wie stolz sie war. »Ja«, erklärte sie. »Die Senora ist etwas Besonderes für mich. Sie ist meine Mutter!«

Ich dachte an den Toten, der vor der Rutsche lag und auch daran, was mir widerfahren war. Deshalb war es für mich einfach unmöglich, mich an den Tisch zu setzen und zu essen. Mir wäre jeder Bissen wieder hochgekommen.

Das sah die Frau nicht so. Im plaudernden Gesprächston fuhr sie fort.

»Nehmen Sie ruhig Platz und stärken Sie sich, Fremder. Ich möchte es, Sie haben noch eine lange Reise vor sich.«

Ich räusperte mich. »Vielleicht will ich gar nicht.«

Da lachte sie. »Nein, nein, Sie müssen. Aber bitte, kommen Sie näher, ich will Sie besser sehen.«

Und ich wollte sie mir auch genau anschauen, deshalb kam mir ihr Wunsch nicht einmal so ungelegen.

Der Zwerg schwang noch immer seinen Morgenstern. Nicht nur mir fiel diese Bewegung auf die Nerven, auch die Frau mochte es nicht und zischte ihm einen scharfen Befehl zu. Sofort hörte er auf. Ich hatte inzwischen das Ende der langen Tafel erreicht und blieb dort stehen, beide Hände auf die Kante der hohen Rückenlehne gelegt. Über die mit kalten Speisen bedeckte Tischplatte schaute ich hinweg, und mein Blick traf die Gestalt der Frau.

Sie war altersmäßig schwer einzuschätzen. Ich wusste auch nicht, ob ihre Haut grau oder noch rosig aussah, jedenfalls hatte sie einen grünlichen Schein angenommen; wie auch die meine. Das Haar trug sie sehr kurz geschnitten, man konnte es schon als modern frisiert bezeichnen, und es sah manchmal so aus, als trüge sie eine Perücke. Die Senora besaß ein rundes Gesicht. Es wirkte ein wenig aufgequollen. Vielleicht war auch die Nase eine Idee zu dick, ebenso der Mund, den sie zu einem kalten Lächeln verzogen hatte.

Ein dunkles Kleid trug sie. Die Säume waren mit weißer Spitze abgesetzt, auch an den Ärmeln. In ihrer Rechten qualmte eine Zigarette. Es machte ihr nichts aus, von mir fixiert zu werden, da sie mich ebenfalls anschaute und leicht nickte. »Ich muss dir ein Kompliment machen, du bist gut gewachsen, nicht zu stark, aber kräftig. Ja, du bist der Richtige für die Reise. Falls du noch nicht wissen solltest, wer ich bin, mein Name ist Senora Marquez!«

»Das dachte ich mir.«

»Um so besser. Wie heißt du?«

»John Sinclair.«

Sie lachte. »Sehr schön. Für einen Moment habe ich geglaubt, du würdest James Bond sagen, da es sich fast so anhörte. Aber John Sinclair ist auch gut. Engländer, wie?«

»Ja.«

»Ich weiß, Sinclair. Man kennt dich. In gewissen Kreisen hat dein Name Gewicht. Er ist schon einmal in einem Gespräch gefallen, das ich führte. Ich kann mich nur nicht erinnern, wo es gewesen war, aber ich werde noch darauf kommen.« Sie hob plötzlich die Hand.
»Nein, ich weiß es. Dieser jetzt tote Reporter, der sich Scal nannte, erwähnte ihn. Und auch noch einige andere Namen. Ja, so war es.«

»Dann wissen Sie ja Bescheid.«

»Bitte, setz dich!«

Es hatte keinen Sinn, wenn ich mich stor zeigte. Sich hinzusetzen, schadete nichts, und zu essen brauchte ich nichts. Die Frau beobachtete mich, wie ich den Stuhl dicht an den Tisch heranzog und auf ihm Platz nahm. Erst dann wies sie den Zwerg an, die Kerzendochte anzuzünden.

»Wir wollen schließlich mit Stil speisen, nicht wahr, Sinclair?«

»Ich kann Sie nicht daran hindern.«

Der Zwerg bewegte sich. Er konnte zum Glück über die Tischkante schauen, sonst hätte er es wohl nicht geschafft, die Dochte anzuzünden. In seinen Taschen wühlte er herum, bis er Zündhölzer gefunden hatte. Ich schaute ihn mir näher an.

Es war ein nicht einmal hässlicher Mensch vom Gesicht her. Der Zwerg besaß die glatte Haut eines Kleinkindes, sein Kopf zeigte eine runde Form, die Wangen wirkten wie aufgeblasen, nur die brauenlosen Augen gefielen mir nicht. Sie besaßen einen kalten Killerblick, der mich sehr störte.

Drei Kerzen musste er anzünden. Sie stachen aus einem roten Glasleuchter. Sofort zog sich der Zwerg zurück, als die Flammen brannten. Er nahm wieder seinen Stammpunkt ein. Der Mann mit der Eisenmaske hatte sich in der Zwischenzeit nicht gerührt. Er stand still auf dem Fleck, seine rechte Hand lag auf dem Griff des Schwerts, mit dem ich fast Bekanntschaft gemacht hätte, und selbst die Augen hinter den Öffnungen der Maske bewegten sich nicht.

Der Rotwein war bereits eingeschenkt worden.

Für mich war die Lage zwar nicht hervorragend, als allzu schlecht stufte ich sie auch nicht ein, denn ich saß dieser Frau gegenüber, ohne waffenlos zu sein. Wenn es hart auf hart kam, konnte ich mich wehren und würde mich auch nicht von einer Type wie diesem Eisenmann überraschen lassen.

Senora Marquez hob ihr Glas an. Dabei huschte über ihr Gesicht ein Lächeln. »Trinken wir auf das, was noch vor Ihnen liegt, John Sinclair. Auf das nicht Bekannte, das Unwägbare, aber doch Phantastische.«

Ich rührte das Glas nicht an. Die Senora wollte trinken, sah aber, dass ich mein Glas stehen ließ und schüttelte den Kopf. »Was ist mit Ihnen los, Sinclair?«

»Ich mag nicht.«

Sie lachte. »Auch ich lese Zeitungen. Keine Sorge, er ist nicht gepanscht. Kein Glykol drin.«

»Dann soll er Ihnen munden.«

»Das wird er auch.«

Sie nahm einen Schluck, stellte das Glas ab und schnippte mit den Fingern. Wieder trat der Zwerg in Aktion. Er bediente uns. Auf dem Tisch standen mehrere Schüsseln und Platten. Einige noch verdeckt. Die Decke zog der Zwerg ab.

Köstlichkeiten aus dem Meer wollte er servieren. Die Langostinos, Krabben und Tintenfische lagen noch auf den Eisstücken und besaßen als Dekoration grüne Petersilie. Auch entsprechende Saucen und Essenzen standen bereit, aber ich rührte nichts an, was die Senora wiederum ärgerte.

»Sie missachten meine Gastfreundschaft«, erklärte sie.

»Tut mir leid, wenn Sie das so sehen. Ich bin anderer Ansicht. Sie hätten mir zuvor mitteilen müssen, dass Sie mich zum Essen einladen wollten. Dann hätte ich Hunger mitgebracht. Außerdem vergeht mir

immer der Appetit, wenn ich beim Essen einen Toten in unmittelbarer Nähe weiß.«

Sie lachte leise, während sie sich eine Krabbe zwischen ihre Zähne schob. »Seit wann sind Sie so zart besaitet, Sinclair?«

Ich lehnte mich zurück und verschränkte die Hände demonstrativ vor der Brust, ein Zeichen, dass ich nicht gewillt war, einen Happen zu mir zu nehmen. »Mit zart besaitet hat dies nichts zu tun«, bemerkte ich. »Es verbietet mir einfach der Anstand.«

Sie aß hastig weiter, als hätte sie Angst, ihr würde jemand etwas wegnehmen. »Ja, die kleinen Fische sind köstlich. Ich bekomme sie auf Eis angeliefert.«

»Dann geben Sie acht, dass es nicht schmilzt.«

Unwillig schüttelte sie den Kopf. »Sinclair, Sie sind kein angenehmer Tischpartner.«

Ich lachte sie an. »Das ist Ihr Verschulden. Sie hätten mich nicht einzuladen brauchen.«

Ihr Mund verzog sich. »Keiner«, sagte sie. »Kein Mann ist perfekt. Das merke ich wieder einmal. Du hast deine Stärken, Sinclair, aber das, was du jetzt tust, sehe ich als eine Schwäche an...« Sie ließ das Besteck fallen. Messer und Gabel klirrten auf den Teller. »Tut mir leid, auch mir ist der Appetit vergangen.«

»Daran kann ich nichts ändern.«

Kurz tupfte sie über ihre Lippen, bevor sie sich in die Höhe stemmte und sofort wieder saß. »Räum ab!« fuhr sie den Zwerg an. Der bewegte sich so schnell, als hätte er Angst, dass es sich seine Herrin noch anders überlegte. Den Teller stellte er irgendwo ab, die Platten ließ er auf dem Tisch.

Senora Marquez griff nach ihrem Glas und nahm einen kräftigen Schluck. Sie spülte sich damit den Mund aus und blies auch die Wangen auf. Nachdem sie geschluckt hatte, ließ sie sich zu einer Bemerkung herab, die mich treffen sollte.

»Das hätte ich mir anders vorgestellt.«

»Ich verkneife mir eine Antwort.«

Sie lehnte sich zurück, holte eine dünne Zigarre aus einem Kästchen und ließ sich von dem Zwerg Feuer reichen. Drei Rauchwolken verteilten sich vor ihrem Gesicht, die sie mit der Hand zur Seite wedelte. »Du hast es also geschafft, Sinclair. Du bist gekommen und konntest die Proben bestehen. Das ist bisher keinem gelungen. Gut.«

»Es war Glück.«

»Möglich, aber auch Geschick. Ich habe dich in mein Schloss gelockt, das auf einen Menschen leer wirkt. Wenn er es betritt, muss er eigentlich Furcht bekommen. Wer geht schon gern in ein großes leeres Schloss? Du etwa?«

»Freiwillig kaum.«

»Eben. Aber du bist weitergegangen.«

»Mich trieb die Neugierde.«

»Das macht dich geeignet. Vom Balkon bist du nicht gefallen, und der Mann mit der Maske erwischte dich auch nicht. Im Gegensatz zu diesem neugierigen Reporter, den ich dir als Geschenk schicken ließ. Er konnte dem Balkon entkommen, wurde aber erwischt, weil er keine Reflexe besaß. Das war eben sein Pech, aber du konntest den Hieben entkommen, und auch der Zwerg schaffte dich nicht. Deshalb bist du fast am Ziel.«

»Und wo liegt das Ziel?«

Sie ließ den Rauch zwischen den Lippen hervorquellen. »Das müsstest du doch inzwischen wissen.«

»Es ist der Fluss.«

»Ja, und das andere Ufer der Nacht. Wer diesen Fluss überquert, erreicht das Jenseits. Es ist der Strom, der die beiden so wichtigen Teile voneinander trennt.«

»Was ich nicht glauben kann.«

Sie beugte sich vor. »Weshalb nicht?«

»Weil das Jenseits nicht so einfach ist. Vielleicht haben es sich die Menschen einfach gemacht, um es begreifen zu können oder sich Mythen aufzubauen. Ich glaube nicht daran.«

»An was glaubst du dann?«

»Unter anderem an Schwarze Magie!«

Sie gab noch keine Antwort, nickte nur und meinte nach einer Weile.

»Interessant, berichte weiter.«

»Ich glaube an eine schwarzmagische Falle, wenn Sie so wollen. Sicher, das andere Ufer kann die Grenze zu einer fremden Welt oder anderen Dimensionen sein, aber das Jenseits ist es nicht. Daran will ich einfach nicht glauben.«

»Du wirst es bewiesen bekommen.«

»Wer sagt Ihnen, dass ich mich über den Fluss schiffen lasse?«

Wieder lachte sie. Erst leise, dann immer lauter, bis das Gelächter abrupt abbrach. »Keine Sorge, Sinclair, das geht schon klar, glaub mir nur. Dir wird gar nichts anderes übrig bleiben, als über den Fluss zu fahren. Ich zwinge dich dazu.«

»Und wie?«

»Diesen Trumpf behalte ich noch in der Hinterhand.« Sie schnippte Asche auf den Boden, bevor sie fortfuhr. »Obwohl du mich geärgert hast, gebe ich dir noch die Chance, Fragen zu stellen. Wie ich dich einschätze, willst du Hintergründe aufhellen, sie erleuchten, um Bescheid zu wissen.«

»Das stimmt.«

»Dann tue dir keinen Zwang an.«

Sie sprach lässig, so wie eine Siegerin. Ich grübelte, welchen Trumpf sie noch in der Hinterhand halten konnte. Ich wollte an einen Bluff nicht glauben, sie musste da etwas haben, mit dem sie mich erpressen konnte. Was konnte das nur sein?

Sie wirkte in ihrer sitzenden Haltung und mit

übereinandergeschlagenen Beinen überheblich. Die Frau konnte hier diktieren. Alles unter und über der Erde gehörte ihr, und die Menschen achteten auf ihre Kommandos. Womit konnte man einen Menschen erpressen? Mit anderen Menschen, die man in eine Zwangslage gebracht hatte. Das war meiner Ansicht nach die einzige Möglichkeit. Ich dachte automatisch an meine beiden Freunde Bill und Suko. Von ihnen hatte ich weder etwas gehört noch gesehen. Wir wollten getrennt marschieren, aber vereint zuschlagen. Ich hatte es geschafft, was aber nicht bedeutete, dass Bill und Suko das gleiche gelungen war.

»Fällt dir nichts ein?« Ihre spöttisch klingende Stimme unterbrach meine Gedanken. »Oder reicht dein Geist nicht, um Zusammenhänge zu erkennen?« fügte sie noch hinzu.

Ich hob die Schultern. »So wird es wohl sein.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Spiel mir hier kein Theater vor. Stell deine Fragen.«

»Ja, ja, sicher. Wahrscheinlich brennen Sie darauf, sie mir beantworten zu können.«

»Das stimmt.«

»Und weshalb diese Eile?«

»Weil ich dir die Aussichtslosigkeit deiner Lage vor Augen führen will und du einsiehst, dass dir keine andere Chance bleibt.«

»Gut.« Ich gab mich gelassener, als ich es war und zündete mir eine Zigarette an. Die ganze Szene wirkte irgendwie absurd, es war kaum zu glauben.

Da saß ich mit einer älteren Frau in einem Felsgewölbe unter einer gewaltigen Burg aus dem Mittelalter und speiste, während hinter mir ein Toter lag und nicht weit davon entfernt ein zweiter, der die Reise über den Fluss nicht mehr geschafft hatte. Das Leben hielt in der Tat oft genug sehr makabre Überraschungen für mich bereit.

»Bewohnen Sie die Burg allein?«

»Ja, ich bin die letzte Marquez in der langen Kette unseres Geschlechts.« Sie beugte sich vor. »Hast du noch nie von der Marquez gehört, Sinclair?«

»Nein.«

»Kennst du König Philipp den Zweiten?«

»Den ja. Er war ein Tyrann. Man bezeichnet ihn als den Vater der Inquisition.«

Sie nickte heftig. »Das stimmt sogar. Er ist es gewesen, aber die Bücher haben uns vergessen, denn unsere Familie war ebenso daran beteiligt. Wir stellten dem König unsere Burg zur Verfügung. Hinter ihren Mauern und vor allen Dingen in diesem unterirdischen Gewölben wurden die Befragungen durchgeführt: wenn die Steine reden könnten, würden sie von Blut, Tränen und Schreien erzählen, aber das ist nicht möglich. Niemand draußen hörte die Schreie. Was hier getan wurde, blieb verborgen, und unsere Familie wurde immer reicher.«

»Bis der König starb«, unterbrach ich sie lässig. »Mit seinem Tod war auch für Spanien das Mittelalter vorbei.«

»So sagt man, nur nicht für uns.«

»Folterten Ihre Ahnen weiter?«

»Noch einige Jahre, da es weiterhin Menschen gab, die sehr reich waren, aber nicht so glaubten, wie wir es wollten. Leider traf uns die Strafe über hundert Jahre später. Es waren die Geister der Toten, die sich meldeten. Furchtbar.«

Die Stimme der Frau bekam einen anderen Klang. Sie artete in ein rauhes Flüstern aus, blieb aber trotzdem noch verständlich. »Die Toten verfolgten meine Vorfahren im Traum. In den Höhlen hier lagerten die Knochen. Das Blut wurde von dem unterirdisch fließenden Fluss weggeschwemmt. An manchen Tagen war das Wasser rot gewesen, und dieser Fluss wurde von den Geistern der Toten zu einer Grenze markiert, bevor sie sich die Bestrafung für uns

ausdachten. Jeder Nachkomme war gezwungen, eine Barke zu bauen, mit der er den Fluss überqueren konnte. Aber die Barke musste aus den Knochen der von uns Getöteten bestehen, das war unserem Geschlecht als Strafe auferlegt worden. Und wir mussten Menschen finden, die über den Fluss fuhren, damit sie das andere Ufer der Nacht erreichten und von den Kräften dort empfangen werden konnten.«

»Nur empfangen?« fragte ich.

»Nein, auch getötet. Wenn unsere Familie niemand fand, waren es wir Frauen, die das Schicksal in die Hand nahmen und die eigenen Ehemänner nach drüben schickten.«

»Haben Sie es auch getan?«

»Was blieb mir anderes übrig?«

Sie gab den Mord zu, denn nichts anderes war diese makabre Flussfahrt. Ich schluckte meinen Ärger runter und trat die Zigarette aus, von der ich kaum zwei Züge genommen hatte. »Dann wäre also mit Ihnen die Strafe beendet?«

Plötzlich kicherte sie. »Nein, das ist eben der große Irrtum. Es geht weiter, immer weiter.«

»Haben Sie Nachkommen?«

»Eine Tochter. Sie heißt Viviana.«

Das war mir neu. Dann musste die Frau, bevor sie ihren Mann in den Tod geschickt hatte, mit ihm noch ein Kind gezeugt haben. Eine verdammte Sache, brutal und unmenschlich, da sie ja wusste, was mit ihm geschehen würde.

Bisher hatte ich für sie noch so etwas wie Verständnis aufgebracht, wenigstens auf gewissen Gebieten, das war nun endgültig vorbei. Wer so etwas tat, handelte unmenschlich!

»Kennst du meine Tochter?«

»Nein.«

»Oh, da hast du etwas versäumt. Sie ist eine sehr hübsche Person,

die war ich in meiner Jugend auch. Im Dorf ist sie angesehen; viele junge Männer sind hinter ihr her und haben bei ihr zu landen versucht, aber keinem ist es gelungen...«

»Ist sie denn eingeweiht?« erkundigte ich mich.

»Und ob. Viviana steht voll und ganz auf meiner Seite, das kann ich dir versprechen.«

»Ich wundere mich darüber. Sie muss doch anders denken, viel moderner, sie kann sich nicht...«

»Hör auf, Sinclair! Viviana weiß genau, welches Erbe sie mitzutragen hat. Und sie wird sich irgendwann einen Mann suchen, ihn heiraten, ein Kind von ihm bekommen und ihn danach ebenfalls an das andere Ufer der Nacht schicken, wo die Geister der Getöteten und Gequälten warten, um sich an ihm rächen zu können.«

»An mir auch?«

»Ja, auch an dir.«

»Nur habe ich mit eurer Familie nichts zu tun gehabt.«

»Nein.« Sie lachte kalt auf. »Das weiß ich selbst, aber wissen es die anderen?«

Das war die Frage. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass sie genau unterschieden. Andererseits musste man erst einmal abwarten, wobei ich mich noch immer fragte, ob ich über den Fuß fahren wollte. »Ich könnte mich auch weigern!«

Senora Marquez blickte mich an. Es war ein Blick des Vorwurfs, gepaart mit ein wenig Mitleid. »Hast du daran tatsächlich gedacht?« fragte sie leise.

»Im Prinzip schon.«

»Das wird dir nicht gelingen. Niemals! Du musst einfach meinen Wünschen nachkommen.«

»Ich sehe es anders.«

Sie stöhnte auf und warf dabei ihr Zigarillo weg. »Du hast meine beiden Leibwächter ausschalten können oder bist ihnen entwischt,

aber ich sprach vorhin von einem Trumpf, der dich sicherlich überzeugen wird. Erinnere dich an meine Tochter. Ich sprach über sie und davon, dass sie auf meiner Seite steht. Du hast sie noch nicht gesehen, aber sie befindet sich nicht weit entfernt. Es gibt übrigens vier Männer in Santera, die sich für sie interessieren. Jedem der vier hat Viviana Hoffnungen auf eine Heirat gemacht, so dass sie ihr praktisch aus der Hand fressen. Sie tun alles, was sie will. Sie halten zu ihr und haben eine Clique gebildet. Diese vier und meine Tochter waren so freundlich, sich um deine beiden Gefährten zu kümmern. Anders ausgedrückt, der Chinese und auch dieser andere befinden sich als Geiseln in ihren Händen!«

Das hatte ich mir gedacht! Ich starrte die Frau schweigend an, die plötzlich lachen musste, als sie mein starres Gesicht sah.

»Ein guter Plan, nicht wahr?«

»Wenn er stimmt«, erwiderte ich mit lahmer Stimme.

»Darauf kannst du dich verlassen. Du wirst sie auch bald sehen können, ich verspreche es dir.«

»Und wo?«

Sie legte die Stirn in Falten und beugte sich vor. »Auch sie haben sich entschlossen, zum Fluss zu kommen. Sie werden dabei sein und beobachten, wie du deine Reise an das andere Ufer der Nacht antrittst. Unser Schicksal heißt Qual, und das, John Sinclair, sollst du mit uns teilen. Hast du mich verstanden?«

»Sehr gut sogar.«

Sie stand auf. Durch ihren Körper ging ein Ruck, und dann stemmte sie sich blitzschnell hoch. »Das war es, was ich dir erklären wollte. Jetzt steh auf und komm mit!«

Ich überlegte noch. Hatte es Sinn, sich gegen die drastisch ausgesprochenen Wünsche der Frau zu stellen? Eigentlich nicht, ich befand mich dabei immer in der schlechteren Position, weil ich bei all meinen Aktivitäten stets an Suko und Bill denken musste, die sich

in den Händen meiner Gegner befanden. Da half es auch nichts, wenn ich den Versuch startete, die Frau vor mir zu überwältigen, das würde den anderen nur schaden.

Sie war an den Tisch getreten. Auch der Zwerg und der Mann mit der Eisenmaske hatten sich bewegt. Sie hielten sich jetzt hinter ihr auf und standen dort wie zwei stumme Figuren, die aus Ton oder Metall geformt zu sein schienen.

»Wollen Sie sich nicht erheben?« fragte sie scharf.

»Nur keine Hektik.«

»Du erkennst die Lage!« zischte sie böse. »Ich halte die Trümpfe in der Hand. Wenn wir am Ufer sind, kommt es auf dich an, ob wir deine Freunde langsam sterben lassen oder nicht.«

»Okay, Sie haben gewonnen!«

»Dann lass uns gehen!«

Diesmal stimmte ich zu, erhob mich und hatte auch nichts dagegen, dass ich von dem Zwerg und dem Mann mit der Eisenmaske in die Mitte genommen wurde und man mich abführte wie einen Delinquenten auf dem Weg zum Schafott...

Bill und Suko hatten in ihrem Leben schon einiges getan, aber noch niemals Knochen gefahren oder aufgesammelt. Die Arbeit mussten sie nun verrichten.

Es sollten die letzten Knochen sein, die noch für die Barke benötigt wurden, und so blieb den beiden nichts anderes übrig, als damit anzufangen, den Knochenberg abzutragen und die bleichen Gebeine auf eine Schubkarre zu laden.

Bill hatte sie holen müssen. Einer der vier Bewacher hatte ihn dabei begleitet. Es war Juan, der Typ mit der Halbglatze, und er hielt die Mündung seines Gewehres stets auf Bills Rücken, wobei er zudem den genau richtigen Abstand einhielt, denn seine Kugel würde immer schneller sein als Bills Reaktion.

Juan ging hinter dem Reporter her. Beide schritten tiefer in das Gewölbe hinein, und Bills Hoffnung, an einen finsternen Ort zu gelangen, erfüllte sich nicht.

Auch weiterhin begleitete der Schein der Fackeln ihren Weg, bis hin zu einer großen Nische, in der die Schubkarre stand.

»Hol sie hervor!«

Bill zögerte. Er drehte sich um. Von der Decke fiel ein Tropfen nach unten und landete genau in seinem Nacken. Der Reporter hatte sich entschlossen, den anderen zu überreden.

»Es hat doch keine Sinn, Juan! Ihr habt euch da in etwas verrannt, aus dem ihr nicht herauskommt.«

»Nimm die Karre!«

Bill schüttelte den Kopf. »Verdammst, sei doch nicht so stor! Ich mache dir einen Vorschlag. Gib mir die Waffe. Dann verschwindest du, und ich warte noch einige Minuten, bis ich zurückkehre und die Lage zu unseren Gunsten verändere.«

Für einen Moment sah es so aus, als wollte Juan sein Gewehr tatsächlich abgeben. Er hob es an und drückte den Lauf dabei so weit vor, dass Bill genau in die Mündung schauen konnte. Die kam ihm plötzlich gewaltig vor.

So groß, so kalt und unheimlich!

»Ein falsches Wort, Fremder, und ich schieße deinen verdammten Schädel in Fetzen!«

Es war ein geflüstertes Versprechen und so gesagt worden, dass kein Zweifel daran bestand, dass der andere es auch erfüllen würde. Bills Grinsen fiel gequält aus, als er den anderen anblickte und dabei die Schultern hob. »Okay, vergiss es. Ich hole mir die Karre.«

»Das will ich dir auch geraten haben!«

Der Reporter drehte sich um. Er bückte sich, packte die beiden Griffe und zog die Karre rückwärts aus der Nische, bevor er sich wieder in die entsprechende Richtung umwandte. Sie gingen den

Weg zurück. Abermals blieb Juan hinter dem Reporter. Der blakende Fackelschein begleitete ihren Weg. Obwohl kein Wind wehte, bewegten sich die Flammen, als würden sie von unsichtbaren Armen gestreift. Manchmal sonderten sie auch einen beißenden Qualm ab, der träge gegen die Gesichter der Männer schwabte, so dass Bill ein leichtes Husten nicht mehr unterdrücken konnte.

Die anderen warteten schon. Suko wurde von drei Gewehrmündungen bedroht. Viviana stand etwas abseits und schaute aus kalten Augen zu. Juan wollte sich bei ihr beliebt machen und berichtete von Bills Versuch, ihn auf seine Seite zu ziehen. »Aber das hat er nicht geschafft. Ich weiß, wohin ich gehöre.«

»Hoffentlich«, erwiderte das Mädchen, bevor es Bill einen spöttischen Blick zuwarf. »Hier gibt es noch so etwas wie Treue«, erklärte sie. »Du kannst machen, was du willst, schaffen wirst du es nie, das verspreche ich dir. Und jetzt ladet die Knochen auf!«

Bill und Suko machten sich an die Arbeit. Bedroht von vier Mündungen, blieb ihnen nichts übrig, als den Befehlen nachzukommen. Zudem bekamen sie noch die Anweisungen, nur die längeren Gebeine auf die Karre zu laden.

Bill schaute sich jedes Teil an, bevor er es zu den anderen legte. Es waren auch alte Knochen darunter, die wahrscheinlich schon 200 und mehr Jahre unter dem Berg verborgen lagen. Einige von ihnen fühlten sich fettig an, andere wiederum stumpf und wirkten irgendwie auch stockig.

Ihre Bewacher sprachen kein Wort. Nur das manchmal heftige Atmen war zu hören.

Suko und Bill arbeiteten im Schein der Fackeln. Immer wenn sie sich bewegten, wanderte dieser auch mit und schuf permanent neue Muster auf ihre Gesichter.

Suko tauschte mit dem Reporter Blicke. Er merkte, dass Bill hin und wieder etwas sagen wollte, dann schüttelte er jedesmal den

Kopf, auch ein Flüstern war nicht gut.

»Es reicht!« Die Stimme der jungen Spanierin klang scharf. Darin lag nichts mehr von der Sanfttheit, wie sie noch bei der ersten Begegnung in Santera zu spüren gewesen war.

Die beiden richteten sich auf.

Viviana streckte ihren rechten Arm aus. Dabei stach ihr Zeigefinger aus einem Schattenkreis hervor und deutete auf Suko. »Diesmal fährst du!« bestimmt sie.

Suko nickte, bückte sich, packte die Griffe und hob die Karre an. Bill musste zurückbleiben. Hinter ihm gingen Juan und Esteban, die ihn bedrohten, während sich Ramon und Zicco des Chinesen angenommen hatten.

Und so drang diese makabre Prozession tiefer in das unterirdische Gewölbe ein, um dem Rauschen des Flusses nachzugehen, das sehr schwach ihre Ohren erreichte.

Im Laufe der Zeit hatte sich auf dem Boden der Gänge Geröll angesammelt. Es war nicht einfach, die Schubkarre an den größeren Steinen vorbeizuschieben. Jedes Ausweichen kostete Zeit. Die Männer hatten die Fackeln mitgenommen. Sie trugen sie in den linken Händen, während sie ihre Gewehre wie Profis in den rechten Armbeugen hielten und dabei die Finger nicht von den Abzügen nahmen. So waren sie bereit, sofort zu schießen, wenn einer der beiden eine in ihren Augen verdächtige Bewegung machte.

Irgendwann verengte sich der Gang. Die Dunkelheit kam Bill Conolly dichter vor. Nur ihre Schritte waren zu hören. Das Licht der Fackeln brachte ein gespenstisches Flair, und vor ihnen, noch ziemlich weit entfernt, rauschte der Fluss.

Später änderte sich der Klang der Geräusche. Da hatten sie den Gang hinter sich gelassen und mussten sich in einer sehr weiträumigen Felshöhle befinden, die von den vier Fackeln nicht ausgeleuchtet werden konnte, denn ihr Schein verlor sich in der

Dunkelheit. Manchmal veränderte auch Viviana ihre Schrittfolge und hielt sich dabei dicht an Bills Seite. Oft warf sie ihm dabei lauernde Blicke zu, die Bill kaum erwiderte. Er achtete auf seine Umgebung und stellte auch fest, dass sich das Rauschen verstärkt hatte. Mit jedem Schritt, den sie hinter sich ließen, nahm es zu.

In den nächsten Minuten würden sie den unterirdischen Fluss erreichen!

Und dort würden sie auch die Barke sehen. Ein aus Knochen gebautes Schiff. Als Bill daran dachte, stieg die Spannung in ihm hoch. Von diesen Dingen hatte er noch nie gehört, geschweige denn, etwas gesehen. Das Rauschen schwoll zu einem Brausen an. Wasser musste durch enge Schluchten oder Kanäle gepresst werden, wurde an Felsen und Kanten gebrochen, so dass es wahre Sprühregenschleier produzierte, die den Ankömmlingen entgegengeworfen wurden.

Bill spürte die Nässe auf seinem Gesicht, doch es interessierte ihn nicht, denn aus dem schwachen Licht der Fackeln löste sich allmählich die Totenbarke aus der Finsternis.

Welch ein Schiff! Bill kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Es war tatsächlich aus bleichen Gebeinen errichtet worden, deren einzelne Teile man miteinander verbunden oder verklebt hatte.

Das Schiff war mit Tauen am Felsen festgebunden worden. Schnell fließendes Wasser umschäumte es. Es zerrte wütend an der Knochenbarke, weil es das Schiff mitreißen wollte, aber die Taue hielten, und so schwankte der Kahn von einer Seite auf die andere. Der Vergleich mit einem übergroßen Ruderboot kam dem Reporter in den Sinn. Der Schiffskörper war lang gezogen, und noch in Bugnähe ragte ein hoher Knochenmast in die Dämmerung. Auf dem Mast saß ein bleicher Knochenschädel. Ein ebensolches blankes Kopfstück diente auch als makabre Galionsfigur am Bug der Barke.

Bill zählte drei Sitzbänke, auf deren Knochenaufbau die Fahrgäste

Platz fanden.

Suko war ebenfalls nicht weitergegangen, weil er sich das Aussehen der Totenbarke einprägen wollte. Durch den Widerschein der Flammen hatten die Knochen etwas von ihrer fahlen Bleichheit verloren und waren mit einem schwachen rötlichen Muster überdeckt worden. Durch diese Farbgebung kam Bill das Knochenschiff noch schauriger vor, als es ohnehin schon war.

Die Aufpasser ließen sie keinen Moment aus den Augen. Suko bekam den Befehl, die Knochen auf das Schiff zu laden. Er fuhr die Schubkarre dicht an die Bordwand heran und schleuderte die Gebeine in das Boot. Dort musste er sie in die Lücken der sich am Heck befindlichen Sitzbank drücken und dabei so fest hineinpressen, dass sie auch hielten.

Es kam dem Reporter wie ein kleines Wunder vor, dass man aus Gebeinen ein Schiff bauen konnte, in das kein Wasser drang, denn die Knochenplanken waren trocken.

Suko hatte seine Arbeit sehr schnell beendet und musste sich in die Nähe von zwei Gewehrmündungen aufstellen. Viviana war zufrieden. Ihr Nicken und das folgende Lächeln deuteten es an.

Bill konnte seine Neugierde nicht zügeln. »Und wer von uns wird das Boot besteigen?«

»Niemand!«

»Wieso nicht?«

»Wir warten auf meine Mutter, denn sie wird den einzigen Passagier mitbringen.«

»John Sinclair!« sagte Suko.

»Ja.«

Die beiden Freunde schwiegen. Es war Suko, der die nächste Frage stellte. »Was geschieht dann mit ihm?«

»Er wird derjenige sein, der auf der Barke das andere Ufer der Nacht erreicht.« Zu einer weiteren Erklärung ließ sich Viviana nicht

herab. Ihre Haltung deutete an, dass sie nicht bereit war, auch nur ein Wort mehr zu sagen, als unbedingt nötig war.

Im Hintergrund der gewaltigen Höhle leuchteten Punkte auf, die nie am gleichen Fleck blieben und sich ständig bewegten.

Dort kam jemand. Er schien brennende Kerzen zu tragen. Auch Viviana hatte die Veränderung bemerkt. Ihre Stimme klang zufrieden, als sie sagte: »Da kommen sie endlich...«

Der Zwerg hatte noch den Kerzenleuchter mitgenommen, so dass uns der schwache Schein den Weg durch das gewaltige unterirdische Gebiet wies. Er ging einige Schritte vor der Marquesa und mir, so dass er uns leuchten konnte und wir nicht stolperten.

Fallen gab es genug. Steine, Felsen, manchmal Risse und Sprünge im Boden, so dass ich Acht geben musste, um mir nicht den Fuß zu verstauchen.

Der Mann mit der Eisenmaske blieb hinter uns. Hätten sich meine Freunde nicht in Lebensgefahr befunden, hätte ich es schon längst versucht. So aber musste ich mich vorerst in mein Schicksal fügen. Außerdem war ich gespannt. Das gab ich ehrlich zu. Ich wollte wirklich sehen, was es mit dieser aus Knochen bestehenden Barke alles auf sich hatte.

Bisher hatte ich nur von ihr gehört. Nun wartete ich darauf, sie endlich zu Gesicht zu bekommen, denn sie musste einfach etwas Besonderes sein. Vor langer Zeit hatte ich mal einen Fall erlebt, der mich in Luzifers Festung geführt hatte. Eine Art von Gefängnis, auch dies war aus Knochen und Gebeinen errichtet worden.

Natürlich dachte ich auch über das andere Ufer der Nacht nach, wobei ich nicht glauben wollte, dass es sich dabei um das Jenseits handelte. Das widersprach allen Gesetzen und selbst einer schwarzmagischen Logik, die es auch irgendwo gab.

Nein, das Ufer musste einfach eine andere Bedeutung besitzen.

Bestimmt war es der Zugang zu einer fremden Dimension oder der Eintritt in eine andere Zeit.

Wie dem auch war, ich würde es erfahren!

Da der Zwerg sich nie gleichmäßig bewegte, hüpften auch die kleinen Flammen der Kerze auf und nieder. Dieses Tanzen machte mich irgendwie nervös, denn es wurde jedesmal ein anderes Muster aus zuckenden und huschenden Schatten gebildet.

Aber die fernen Lichter gehörten nicht dazu. Dort mussten andere Fackel-oder Kerzenträger stehen, und auch das Rauschen des Flusses hatte sich gesteigert.

Senora Marquez schaute mich an. »Siehst du es, John Sinclair?«

»Die Lichter.«

»Genau. Sie sind unser Ziel. Dort befindet sich das normale Ufer, und da wartet auch die Totenbarke.«

Der Zwerg hatte die Worte ebenfalls verstanden. Er drehte während des Gehens den Kopf und grinste über sein rundes, dennoch irgendwie kasperhaftes Gesicht. »Ich freue mich darauf, wenn du das Schiff betrittst, denn ich werde es sein, der dich an den Mast bindet!«

»Stimmt das?«

»Ja«, erwiderte die Frau.

Wir schwenkten nach rechts, um in einer direkten Linie auf unser Ziel zuzulaufen. Ich hatte mittlerweile erkannt, dass die vier Lichter nicht von Kerzen stammten, sondern Fackelschein über die Wasserfläche und deren unmittelbare Umgebung fiel, so dass auf den Wellen ein tanzendes Muster entstand.

»Die Männer, die die nähere Umgebung ausleuchteten, sind ebenfalls meine Diener und die meiner Tochter«, sagte die Frau. »Ich habe dir ja von ihnen berichtet. Du siehst, dass ich nicht log.«

Eine Antwort verschluckte ich. Sie hatte tatsächlich nicht gelogen. Außer den vier Fackelträgern entdeckte ich noch zwei mir bekannte

Personen, die räumlich getrennt voneinander standen und durch Gewehre bedroht wurden.

Es waren Suko und Bill.

Nun gratulierte ich mir dazu, es nicht versucht zu haben. Wer weiß, ob ich die beiden lebend wiedergesehen hätte.

Auch sie hatten mich entdeckt, denn sie drehten sich in meine Richtung, und ihre Gesichter wirkten wie sich bewegende Masken, die vom Fackelschein getroffen wurden.

Bevor ich meine Freunde erreichte, gab mir Senora Marquez noch letzte Instruktionen mit auf den Weg. »Ihr werdet mündlich keinen Kontakt miteinander aufnehmen«, sagte sie flüsternd. »Sollte ich irgend etwas anderes bemerken, werden die vier schießen.«

»Kapiert!«

»Dann ist es gut.«

Der Zwerg ging schon nicht mehr weiter. Er hatte sich gedreht, wartete und blies die drei Flammen der Reihe nach aus. Das Licht der vier Fackeln reichte völlig, um mich die unmittelbare Umgebung und auch die Totenbarke erkennen zu lassen.

Das Knochenschiff faszinierte mich! Endlich bekam ich den Beweis dafür, dass es tatsächlich existierte. Es lag am Ufer, bewegte sich schaukelnd im schnell fließenden Fluss, wobei der hässliche Totenschädel auf seinem Mast ebenfalls mitschwankte. Er kam mir vor, als wollte er mir zunicken.

Ich brauchte nicht weiter zu gehen. Die Senora entfernte sich von mir, dafür zog der Mann mit der Eisenmaske sein Schwert und bedrohte mich damit.

Ich nahm es gelassen hin und schaute zu, wie sich Mutter und Tochter begrüßten. Diese beiden Frauen, die einer furchtbaren Magie dienten oder in ihrer Klaue steckten, fielen sich in die Arme, küssten sich und flüsterten miteinander. Erst nach einer Weile ließen sie voneinander ab und blieben dicht zusammen stehen.

Mir war klargeworden, dass die beiden so etwas wie eine Einheit bildeten und es mir wahrscheinlich unmöglich sein würde, diese aufzusprengen. Jede von ihnen kannte den Fluch, der über ihrer Familie lag, und auch die Tochter war bereit, auf ihn einzugehen. Senora Marquez übernahm das Wort. »Was erklärt werden musste, ist gesagt worden. Sinclair weiß Bescheid, seine beiden Freunde ebenfalls. Sie stehen unter strenger Bewachung. Ich würde dir nicht raten, Sinclair, dich gegen meine Pläne zu stellen. Deine Partner hätten darunter zu leiden. Das gilt auch für den Fall, dass dich der Zwerg an den Mast bindet.«

»Ich habe begriffen!« In der Tat dachte ich nicht daran, mich zu wehren, weil ich zu gespannt auf meine Reise an das andere Ufer der Nacht war. Mich wunderte der interessierte Blick, den mir das Mädchen zuwarf. Was konnte ihr Interesse an mir nur geweckt haben?

Mir fielen die Worte ihrer Mutter ein. Dieses Mädchen suchte einen Partner, um den Fortbestand der Familie zu sichern. Plötzlich dachte ich ganz anders über Vivianas Blick, aber ich sah nicht ein, dass ich der Vater werden sollte. Möglicherweise bildete ich mir auch alles nur ein. Senora Marquez war der Blick ebenfalls nicht entgangen. Sie fragte ihre Tochter etwas und bekam eine geflüsterte Antwort, worauf die Frau anfing zu lachen.

Die Stimme des Zwergs unterbrach die Stille. »Kann er aufs Schiff?« rief der Kleine.

»Ja!«

Der Zwerg stieß ein Lachen aus. Er öffnete den Mund so weit, dass von seinem Gesicht nicht mehr viel zu sehen war. »Darauf habe ich gewartet, das freut mich. Los, Fremder, komm mit! Ich werde dich hinschaffen und dich festbinden.«

Jetzt wurde es ernst. Ohne mit der Wimper zu zucken, setzte ich mich in Bewegung. Ich kam mir zwar nicht gerade vor wie ein

Verurteilter, den man zur Hinrichtung führt, viel besser aber auch nicht, und so schritt ich mit hocherhobenem Kopf auf das Knochenschiff zu.

Bevor ich meine beiden Freunde passierte, geriet ich näher an sie heran und fing auch ihre Blicke auf. Beide schauten sehr ernst. Ich erkannte in ihren Augen auch die Hoffnung, die sie auf mich gesetzt hatten und nahm mir fest vor, sie nicht zu enttäuschen, wo immer die Reise auch hinführte und wo immer sie endete. Wie Drahtseile spannten sich die Taue, die um hochkant stehende Uferfelsen geschlungen waren, um das Schiff in der Strömung zu halten. Wenn ich an Bord gehen wollte, musste ich über das Gestein steigen, das durch die Nässe rutschig geworden war.

Der Zwerg blieb dicht hinter mir. Er hatte seinen Morgenstern mitgenommen, ließ ihn hin und wieder kreisen, so dass ich den Luftzug spürte, mich darum aber nicht kümmerte, weil ich auf andere Dinge Acht geben musste.

Wasser sprühte in mein Gesicht. Es war eine kalte Gischt, die mich im ersten Augenblick erfrischte. Ich warf einen Blick auf die Strömung und erkannte, dass die Flut von rechts kam.

Wie sollte ich jeweils an das andere Ufer gelangen? Wahrscheinlich würden mich die Wellen mitreißen und irgendwo an der Mündung des unterirdischen Flusses an Land spülen, vielleicht als Toten. Von der Seite her trat die Senora auf mich zu. Sie hatte einen Bogen geschlagen, blieb stehen, starrte mir ins Gesicht und sagte mit lauter Stimme, um gegen das Rauschen des Wassers anzukommen. »Du brauchst keine Sorge zu haben. Wenn du in ruhiges Gewässer gerätst, wird dich die Strömung an das andere Ufer der Nacht treiben. Es ist alles perfekt ausgeklügelt.«

»Da bin ich ja beruhigt«, erwiderte ich spöttisch. Sie zog sich wieder zurück. Ich stieg auf einen höheren Felsen. Es war quasi der letzte, bevor ich mit einem weiteren Schritt an Bord der

Knochenbarke gehen konnte.

Zögernd setzte ich den Fuß auf. Das Boot schwankte sehr und wirkte arg zerbrechlich. Es täuschte.

Durch den heftigen Stoß in den Rücken wurde ich nach vom geworfen und war gezwungen, das Boot schneller zu betreten, als ich wollte. Ich drehte mich dabei und fiel auf eine Sitzbank.

Den Stoß hätte ich dem Zwerg zu verdanken, dem es nicht schnell genug ging. »Glaub nur nicht, dass du hier etwas verzögern kannst«, sprach er mit böser Stimme.

»Das hatte ich nicht vor!«

Er stellte sich geduckt und breitbeinig hin. Seinen Morgenstern ließ er pendeln. Die Metallnägel an der Kugel glitzerten gefährlich, wenn sie in meine Nähe gerieten. »Am liebsten würde ich ihn dir durch dein Gesicht ziehen, aber die Senora hat anders befohlen. Leider.« Er schüttelte sich.

»Steh jetzt auf!«

Ich tat ihm den Gefallen, auch wenn ich große Mühe hatte und meine Arme spreizen musste, um das Gleichgewicht zu halten.

»An den Mast!« Die Stimme des Zwergs schrillte. Er stand unter einem ungemein starken Druck und konnte es kaum erwarten, mich festzubinden.

Auf der schwankenden Knochenbarke bewegte ich mich voran. Eine Welle trieb das festgetäute Boot in die Höhe, drückte mich nach vorn, so dass ich gegen den Mast fiel und mich daran festklammern konnte. Gleichzeitig wunderte ich mich über die Festigkeit der Knochen. Nun war ich sicher, dass die Barke nicht brach und die Planken aus Gebeinen mein Gewicht halten würden.

Um den Knochenmast ging ich herum, bis ich ihn im Rücken spürte.

Es war nicht das erstemal, dass ich an einen Mast gebunden wurde. Beim Hexenschiff war es mir ebenfalls so ergangen, nur hatte man mich noch nicht an einen Knochenmast gefesselt. Das geschah nun.

Woher der Zwerg die dünnen, aber reißfesten Stricke hatte, wusste ich nicht. Er stand jedenfalls vor mir, hatte den Morgenstern abgelegt, schielte und grinste mich böse an, während er ein Stück des Fesselseils zwischen den Händen spannte, als wollte er mir demonstrieren, wie gering meine Chancen letztendlich waren.

»Fang endlich an!« sagte ich.

Sein Grinsen verschwand. Er mochte es wohl nicht, wenn man ihm die Schau stahl. »Hände auf den Rücken und hinter den Mast legen!«

»Gern!« Ich lachte sogar noch, was ihn wütender machte. Wie ein Springball hüpfte er an mir vorbei, geriet in meinen Rücken, packte meine Hände rauh an, legte sie über Kreuz und drückte sie gegen den Knochenmast. Dann erst fesselte er mich.

Ich hatte ihn unterschätzt. Natürlich wusste ich, dass er voller Hass steckte und auch sehr gefährlich war, aber er konnte auch Menschen fesseln, was auf eine lange Übung schließen ließ.

Ich hatte Mühe, einen Aufschrei zu unterdrücken und biss die Zähne zusammen. Der Zwerg redete mit sich selbst, wobei er hin und wieder durch ein hohes Kichern seine eigenen Sätze unterbrach. Er war in einen regelrechten Rausch geraten. Das Seil hatte er geschickt verschlungen, aber es reichte ihm noch nicht. Er zerrte es zurück. Da es mittlerweile schon mit mir Kontakt besaß, wurde auch ich noch härter gegen den Knochenmast gepresst, der leider nicht brach. Der Zwerg, dessen Namen ich nicht einmal kannte, drehte die Reste des Fesselseils noch zweimal um meine Gelenke. So war gewährleistet, dass ich mich aus eigener Kraft nicht befreien konnte. Ich hörte seine Schritte, als er um den Mast herumging. Auf den Knochenbohlen bekamen sie einen hohlen Klang, der in meinen Ohren hallte und auch das Rauschen der Strömung übertönte. Das Gesicht des Zwergs war vom Sprüh der Gischt nass geworden. Wassertropfen rannen wie kleine Perlen über seine Wangen. Er wischte sie mit einer knappen Geste weg.

»So«, sagte er, »das habe ich geschafft. Du wirst an das andere Ufer der Nacht gebracht...«

»Komm zurück!«

Der Zwerg zuckte zusammen, brach mitten im Satz ab und drehte sich, als er die Stimme seiner Herrin vernahm. Er winkte ihr zu. Sein Arm war für seinen Körper zu lang, aus diesem Grunde wirkte die Geste auch lächerlich.

»Schönes Sterben!« wünschte er mir noch, bevor er mit einem Satz über die Bordwand sprang, auf einem Felsen landete, sich dort zusammenduckte und weiterlief.

Die Fesseln schnitten hart in meine Gelenke. Den ersten Schmerz hatte ich überwunden, ich würde mich wahrscheinlich im Laufe der Zeit an dieses brennende Gefühl gewöhnen können, das später ebenfalls abflachte, wenn sich das Blut staute.

Den Kopf musste ich nach links drehen, um an Land sehen zu können. Der Fackelschein gab genügend Licht. Ich erkannte meine bewegungslos dastehenden Freunde und auch den Mann mit der Eisenmaske, der sich soeben in Bewegung setzte und an den Flussrand trat.

Wollte er mitfahren? Nein, seine Aufgabe war eine andere. Ich erkannte es, als er das Schwert hob und die Klinge nach unten sausen ließ. Mit einem Hieb kappte er das erste der beiden Seile. Er ging noch einige Schritte weiter und hob die Klinge zum zweitenmal. Auch hier schlug er zu.

Wie der Körper einer Schlange peitschte das Seil zur Seite, bevor es fiel und zwischen die Felsen klatschte.

Die Strömung erfasste die Knochenbarke, drückte sie vom Ufer weg, und ich hörte die gellende Stimme der Senora Marquez. »Gute Reise in den Tod, John Sinclair...«

Auf eine Antwort verzichtete ich, weil ich mich auf die Fahrt konzentrieren wollte. Die Senora war für mich längst zur

Vergangenheit geworden. Aber ihre Tochter nicht.

Ich merkte schon, dass die Knochenbarke am Heck einen Treffer abbekam und dort tiefer sackte. Allerdings achtete ich nicht darauf, bis ich eine Gestalt sah, die sich vor mir aufbaute.

Es war Viviana! Und sie sagte einen Satz, der mich mittelschwer überraschte. »Ich werde mitfahren...«

Wahrscheinlich stand mir vor Staunen der Mund offen, anders konnte ich mir ihr Lachen nicht erklären, und sie kostete jeden Augenblick aus, das sah ich ihr an.

»Hast du etwas dagegen?«

Wasser spritzte mir ins Gesicht. Das Boot hatte sich ein wenig gedreht, und auch Viviana konnte sich nicht auf den Beinen halten. Sie war gezwungen, sich zu setzen, und ließ sich auf eine Sitzbank fallen. Vom Ufer her hörte ich die Schreie der Senora. Es war ihr wohl nicht recht, dass ihre Tochter ebenfalls an der Reise teilnahm, denn gerade sie wollte die Frau zurückhaben, um den Fortbestand der Familie sichern zu können. Jetzt war einiges in Frage gestellt worden. Ich schaute auf das sitzende Mädchen. Gischtwasser umsprühte sie wie dichter Tropfennebel. »Ich habe auf diesem Schiff nichts zu sagen. Es ist allein deine Entscheidung.«

»Ja, das ist es.« Sie wischte Wasser von ihrem Gesicht, hob den Blick und sah mich genau an.

Vor der Mündung einer MPi fühlte ich mich in der Regel wohler, als unter den sezierenden scharfen Blicken des dunkelhaarigen Mädchens. Jeden Zoll meines Körpers maß sie ab, ließ nichts aus und schaute sehr genau hin, als wollte sie mich röntgen.

Mir wurde mulmig. Ich dachte an den ersten langen Blick, den sie mir an Land zugeworfen hatte. Auch der hatte mir schon nicht gefallen, dieser hier noch weniger. Zudem waren wir allein.

»Du gefallst mir!« rief sie plötzlich.

»Du mir auch«, erwiderte ich.

Sie wusste nicht, wie sie die Antwort deuten sollte, wollte lächeln, schaffte es nicht ganz und drehte den Kopf zur Seite, weil sie, ebenso wie ich, über den Fluss blicken wollte.

Ich befand mich auf einem schwarzen Gewässer. Und trotzdem war es nicht völlig dunkel, weil in den Felsen noch Fackeln hingen, die hin und wieder ihre roten Lichtreflexe über uns, das Boot und das wellige, schaumige Wasser warfen. Weiter vorn aber, dort würde uns die Strömung hintreiben, lauerte die Finsternis.

Die Strömung war schnell und kraftvoll. Dementsprechend rasch wurden wir vorangetrieben. Gischt und Strudel umschäumten die Bordwand. Manchmal, wenn wir über blanke Felsen streiften, kippte das Boot auch zur Seite weg, auch schäumte hin und wieder Wasser über, das sich auf den Knochenplanken aber rasch verlief.

Noch war nichts davon zu sehen, dass wir auf der anderen Seite des Flusses und damit im Jenseits landen würden. Nach wie vor trieb uns die Strömung in die eine Richtung.

Ich blickte so weit nach vorn, wie es eben möglich war, und sah noch einen leuchtenden Punkt. Es war die letzte Fackel in der Reihe. Sie steckte schräg in einem Felsspalt, und die Flamme brannte fast waagerecht an dem Griff entlang. Wenn wir sie passiert hatten, würde uns die Finsternis umfangen.

Was geschah dann?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, weil sich das Mädchen bewegte. Es stand ruckartig auf, behielt breitbeinig das Gleichgewicht und hatte genau gewusst, dass wir in ruhigere Gewässer hineinfuhren, wo man auch auf den Knochen stehen konnte.

Eine Hand hob es hoch und schleuderte die dunkle Mantilla weg. Wie eine übergroße dunkle Fledermaus flatterte der Stoff über Bord, bevor das Strudeln des Wassers ihn in die Tiefe zerrte.

Im nächsten Augenblick fasste sie mich an. Ich spürte ihre Hände auf meinen Schultern, merkte den Druck der acht Finger, und sie kam

dabei zwangsläufig so nahe, dass ich ihren frischen Geruch wahrnehmen konnte, den die Haut ausströmte. Sie roch so, als wäre sie gerade aus der Badewanne gekommen.

In den Augen spiegelte sich die Glut der zweitletzten Fackel. Geheimnisvoll wie tiefrote Seen sahen sie aus, doch ich ließ mich von diesem Anblick nicht ablenken und fragte: »Was willst du?«

Die Antwort kam prompt. »Deine Freunde habe ich nach Waffen untersucht, dich aber noch nicht.«

»Das ist auch nicht nötig. Schließlich bin ich gefesselt.«

»So etwas musst du schon mir überlassen«, erklärte sie und griff unter meine dunkelrote Jacke, die ich mir erst vor zwei Tagen im Ausverkauf geholt hatte.

Natürlich fand sie die Beretta sofort und zog sie auch mit einem heftigen Ruck aus der Halfter. Dicht hielt sie die Pistole vor mein Gesicht, wobei ihr Finger schon den Abzug berührte. Ich warnte sie. »Vorsicht, Mädchen, die kann leicht losgehen.«

»Ich weiß.« Sie drückte den Arm nach unten, dann zur Seite und ließ die Waffe in einer ihren beiden unergründlich scheinenden Taschen des langen Mantels verschwinden.

»Sind da auch die anderen Schießeisen?« fragte ich.

»Genau. Und ein Schlagstock.«

Damit konnte ich nichts anfangen. Dass sie Sukos Peitsche gemeint hatte, wusste ich zu dem Zeitpunkt noch nicht.

Bisher hatte sie mich durch ihre Anwesenheit und Tätigkeit abgelenkt. Nun spürte ich wieder den gemeinen Druck der Fesseln, der es auch schaffte, das Blut in den Adern zu stauen. In den Händen besaß ich kaum noch Gefühl, dafür schmerzten die Gelenke und Unterarme.

»Kannst du die Fesseln nicht lockern?« fragte ich direkt.

Viviana war überrascht. Sie hielt sich an meiner Schulter fest, um auf der schwankenden Barke nicht umzufallen. »Ich soll dir die

Fesseln abnehmen?« fragte sie.

»Nein, für den Anfang nur lockern.«

Ich hatte mit einer scharfen Erwiderung oder noch etwas Schlimmerem gerechnet, sie aber sagte zu meiner Überraschung: »Wir werden sehen. Möglich ist alles.«

Das ließ mich hoffen. Zunächst aber musste ich es hinnehmen, dass sie mich weiter untersuchte. »Du trägst doch bestimmt noch mehr Waffen bei dir, oder?«

»Kaum.«

»Ich werde sie finden.«

So wie sie mich abtastete, war ich noch nie nach Waffen untersucht worden. Die Hände dieser jungen Spanierin waren schmeichelnd, streichelnd und so tastend, dass ich auf andere, angenehmere Gedanken kam. Plötzlich hielten die Finger inne. Sie hatte etwas gefunden. »Was ist das?« fragte sie und tastete mit Daumen und Zeigefinger der Rechten die Umrisse meines vor der Brust und unter dem Pullover hängenden Kreuzes nach. Ich sagte es ihr.

»Ein Kreuz?« Sie verzog die Mundwinkel. Im schwachen Licht wirkte es so, als wollten sich Schattenstreifen in ihre Wangen eingraben. »Wozu brauchst du ein Kreuz?«

Ich war natürlich nicht so dumm, ihr die volle Wahrheit zu verraten, deshalb suchte ich nach einer passenden Ausrede und hoffte, dass mir diese abgenommen wurde. »Es ist ein Talisman...«

Sie lachte mich an. »So etwas trägst du? Das hätte ich nie von dir gedacht. Talisman...« Sie schüttelte sich. »Dazu noch ein Kreuz, nein, das ist nichts.«

Ich hielt mich zurück und war nur froh, dass sie mir das Kreuz nicht abnahm. Andererseits besaß sie davor keine Furcht. Für mich ein Beweis, dass es sich bei dem Mädchen um keine Dämonin handelte, sondern um einen Menschen, der in ein schwarzmagisches Verwirrspiel hineingeraten war.

Die letzte Fackel erschien. Hinter ihr ballte sich die Finsternis zusammen. Wir würden mit unserem Knochenschiff in einen unheimlichen Tunnel stoßen, wo die Strömung mit uns spielen und uns irgendwann an Land treiben würde.

Viviana war wieder zurückgetreten. Ungefähr ein Schritt trennte uns. Den Blick hielt sie auf mich gerichtet, schielte zur Fackel und atmete so tief ein, dass sich ihre Nasenflügel blähten. Irgend etwas Entscheidendes hatte sie vor. Ich wusste nur nicht, was geschehen sollte. Noch einmal streifte uns Licht. Zudem hatte ich den Eindruck, nicht von der Stelle zu kommen, weil das Gewässer plötzlich ruhiger geworden war. Viviana schien nur darauf gewartet zu haben, denn sie tat etwas, das mich diesmal vollkommen überraschte. Die junge Spanierin hob beide Arme und brachte ihre Hände dorthin, wo eine breite Spange den Mantel zusammenhielt. Die öffnete sie.

Augenblicklich klaffte der Mantel auseinander. Nach links und rechts fielen die beiden Hälften weg, und ich sah, dass Vivianas Körper bis auf ein knappes seidig schimmerndes Stück Stoff um die Hüften nackt war... Ich schluckte, sie lächelte, öffnete den Mund fragte plötzlich: »Weißt du nun, was ich von dir will, Fremder?«

Im gleichen Augenblick bekam die Knochenbarke einen Schub, wurde auf die Flussmitte zugetrieben, und die Finsternis schlug über uns zusammen wie eine dunkle Decke...

Senora Marquez stand am Ufer des Flusses, hatte das rechte Bein vorgeschoben und machte den Eindruck, als wollte sie auch noch auf das Boot springen, was nicht mehr möglich war, denn die Knochenbarke trieb bereits in der Mitte des Flusses und folgte, immer schneller werdend, dem Verlauf der Strömung.

Bill und Suko standen so nahe beisammen, dass sie sich unterhalten konnten, ohne dass es groß auffiel.

Der Reporter lachte leise. »Das war wohl nicht Sinn der Sache. Sie

ist ihr entwischt.«

»Fragt sich nur, ob die Senora die Nerven behält?«

»Wie meinst du das?«

»Kann sein, dass sie durchdreht und ihre Wut an uns auslässt. Die vier Typen folgen ihr aufs Wort.«

»Shit, und wir sind ohne Waffen.«

»Nicht ganz.«

»Hast du noch den Stab?«

»Kein Wort mehr!« zischte Suko, der gesehen hatte, dass sich die Frau wieder umdrehte und sich ihr Blick auf die beiden Männer einpendelte, die auch weiterhin von den Mündungen der vier Gewehre bedroht wurden.

Die Spanierin warf keinen Blick mehr auf den dahinschäumenden Fluss, sie kam auf Suko und Bill zu, ohne allerdings in die Schusslinie zu laufen. Blass war ihr Gesicht geworden, fast so bleich wie die grauweißen Haare, die helmartig ihren Kopf umrahmten. Der Mund zog sich noch mehr in die Breite, als sie anfing zu reden. »Ich habe Pech gehabt«, sagte sie. »Ich hätte es wissen müssen, dass meine Tochter so ist. Ich war früher nicht anders.«

»Wie meinen Sie das denn?« wollte Bill wissen. »Sagen Sie bloß, Sie hätten nicht gewusst, was ihre Tochter vorhatte?«

»Nein.«

»Das sollte...«

»Halt deinen Mund, Bastardo!« Plötzlich war die Frau außer sich, und auch ihre beiden Leibwächter spannten sich, um sofort eingreifen zu können. Der Zwerg ließ seine Killerkugel bereits kreisen, und der Mann mit der Eisenmaske hob die Klinge an.

Doch die Frau winkte ab. »Noch nicht«, flüsterte sie. »Etwas Zeit nehmen wir uns.« Dann lachte sie und deutete mit einer herrischen Geste auf den Fluss. »Viviana soll nur nicht meinen, dass es ihr besser ergeht, wenn sie sich ihm an den Hals wirft. Das andere Ufer

der Nacht wird auch sie verschlingen, nicht nur die, die wir ihm geschickt haben. Wie oft habe ich ihr das gesagt.«

»Die Liebe ist eben stärker«, bemerkte Bill.

Senora Marquez fuhr herum. »Was hast du gesagt? Liebe? Nein, es ist keine Liebe, das ist Leidenschaft. Eine verfluchte momentane Leidenschaft, die sie in alle Ewigkeiten bereuen wird. Darauf kann sie sich verlassen. Und ihr euch auch!«

In diesem Zustand war die Frau unberechenbar. Bill beschloss, sie nicht weiter durch Worte zu reizen. Er hielt sich zunächst einmal bedeckt. Die Marquez aber erstickte fast an ihrer Wut. Sie suchte verzweifelt nach einem Ausweg, aber sie würde es nicht schaffen, ihre Tochter wieder zurückzuholen. Es sei denn, sie fuhr mit einem schnelleren Boot hinterher.

Mit leerem Blick starnte sie auf einen Punkt in der Ferne, den nur sie allein zu sehen schien. »Der Fluch«, flüsterte sie. »Der Fluch unseres Geschlechts. Jetzt hat er uns getroffen...«

Senora Marquez war nicht mehr die Jüngste, aber in diesen Augenblicken wirkte sie wie eine alte Frau, die kurz vor dem Zusammenbruch stand. Sie hatte fest auf ihre Tochter gesetzt, im Prinzip konnte sie sich auch jetzt noch auf sie verlassen, aber wie sie reagiert hatte, das passte der Mutter überhaupt nicht.

Nur langsam drückte sie sich aus ihrer gebückten Haltung in die Höhe. Es fiel ihr sehr schwer, sie atmete tief ein und starnte über den Fluss, wo die Knochenbarke bereits nicht mehr zu sehen war.

Suko schlug etwas vor. »Wir könnten versuchen, Ihre Tochter wieder zurückzuholen.« Er und Bill warteten gespannt auf eine Reaktion, vorerst vergeblich. »Haben Sie nicht gehört?«

»Ja, ich habe gehört.« Die Senora fuhr herum. »Ich habe dich sogar sehr genau gehört, aber ich werde nicht zustimmen. Sie hat gewählt, und dabei bleibt es.«

»Ich möchte das bezweifeln. Ihnen wird es nicht egal sein, sie als

Tote zu sehen. Schließlich haben Sie Ihre Tochter zur Nachfolgerin bestimmt, damit Ihr Geschlecht nicht ausstirbt. Wollen Sie wirklich, dass eine Tote zurückkehrt?«

Die Spanierin ging auf Sukos Worte nicht ein. Sie redete mehr mit sich selbst, als sie sagte: »Es war ein Wahnsinn. Sie versuchte es, sie will es unter allen Umständen wissen, und dabei tut sie genau das Falsche. Nicht dieser Mann, nicht dieser Blonde...«

Allmählich begriffen Suko und Bill die gesamte Tragweite der Bemerkung. Wäre es den beiden möglich gewesen, sie hätten sicherlich die Hände vor das Gesicht geschlagen.

Weder Bill noch Suko redeten darüber, aber ihre Blicke sprachen Bände. Die Marquez nahm ihnen die Antwort ab. »Sie ist ihm nur deshalb gefolgt, weil sie von ihm ein Kind haben will. Sie ist wie ich, nur wird ihres, wenn überhaupt, dort geboren werden, wo für die anderen Menschen das Jenseits oder die Hölle ist...«

Obwohl die Dunkelheit so schlagartig über der Knochenbarke und damit auch über uns zusammengefallen war, stand das letzte Bild, das ich im schwachen Schein der Fackeln gesehen hatte, noch immer vor meinen Augen.

Ein junges Mädchen, das bis auf eine lendenschurzartige Hose nackt gewesen war.

Ein Traum? Ein Wunschbild? Nein, Realität, denn ich spürte, dass ich von Viviana angefasst wurde und sie sich auch gegen mich lehnte. Wieder waren es die tastenden und suchenden Hände, die über meinen Körper glitten, wobei sich ihr Kopf so drehte, dass ihr kleines Kinn mit seiner Abrundung meine linke Schulter berührte.

Noch ein winziges Stück drehte sie ihren Kopf weiter, so dass sich ihre Lippen direkt an meinem Ohr befanden. »Du weißt, weshalb ich zu dir gekommen bin?« hörte ich ihre geflüsterte Frage und spürte gleichzeitig das Beben des jungen Körpers.

»Nein«, log ich.

Sie sagte nichts, wartete nur ab, ob ich noch etwas hinzufügen wollte, doch da irrte sie. Sie musste aus der Reserve, denn ich wollte den Plan aus ihrem Munde erfahren, obwohl ich mir sehr gut vorstellen konnte, weshalb sie auf die Totenbarke gekommen war.

Sie hatte sich einen Mann ausgesucht, der mit ihr ein Kind zeugen sollte, um das Geschlecht der Marquez fortzuführen. Und ausgerechnet mich hatte sie in die engste Wahl gezogen.

Nicht, dass mir Viviana nicht sympathisch gewesen wäre, sie war wirklich eine Person, der man nur schwer widerstehen konnte, wenn sie es einmal darauf angelegt hatte. Aber nicht mit mir, nicht in dieser Situation und nicht auf einer aus Knochen bestehenden Barke.

»Es sind vier, die meiner Mutter zur Seite stehen. Sie gehorchen ihr. Sie hält große Stücke auf sie, aber ich bin nicht meine Mutter. Ich mag sie nicht, diese Bauernlümmele, verstehst du? Ich will einen anderen Mann als Vater meines Kindes haben.«

Trotz dieser für sie todernsten Situation konnte ich mir ein Lachen nicht verbeißen. »Und da hast du dir ausgerechnet mich ausgesucht, Viviana?«

»Wen sonst?«

»Das geht doch nicht. Denk daran, in welch einer Lage wir sind. Ich an einen Mast gefesselt...«

»Was nicht zu sein braucht!«

»Willst du mich befreien?«

»Ja, ja!« sagte sie. »Ich werde alles tun, damit unser Geschlecht bestehen bleibt. Wir haben zu büßen, wir werden büßen und unsere Männer dem Jenseits opfern, damit wir leben können. Die lange zurückliegende Inquisition verlangt auch heute noch Opfer. Wir sind bereit, sie zu zahlen. Noch nie haben wir uns davor gedrückt. Noch nie!«

Sie hatte sehr schnell und hektisch gesprochen, ein Beweis dafür,

unter welch einem inneren Druck sie stand. Natürlich müsste ich über das Angebot nachdenken, das sie mir wegen meiner Fesseln gemacht hatte. Ich würde erst einmal auf ihr Angebot eingehen und dafür sorgen, dass sie mir die Fesseln löste. Danach sahen wir weiter.

»Oder magst du mich nicht?« fragte sie plötzlich.

»Schon - ja, du bist sehr nett!«

»Dann zeige dich bereit.«

Ich hatte noch einen Einwand. »Die Fahrt ist sehr gefährlich. Uns kann viel passieren. Die Dunkelheit liegt wie ein dichter Sack über uns, wir können nichts sehen. Trotzdem kann uns einer auflauern...«

»Was brauchen wir zu sehen, wenn wir uns fühlen?«

Da hatte sie auch wieder recht. Am liebsten hätte ich losgelacht, wenn die Lage komisch gewesen wäre. Leider war sie es nicht. Ich war in eine brandgefährliche Situation hineinmanövriert worden und musste mir erst einmal etwas einfallen lassen, um da wieder herauszukommen.

»Gut«, stimmte ich zu, »dann lös mir die Fesseln.«

Viviana drückte sich um eine halbe Schrittänge zurück. »Das will ich gern machen, aber rechne dir nur nichts aus.«

»Wieso?«

»Denke daran, dass sich die Waffen in meinem Besitz befinden. Und nicht nur deine Pistole, auch die der anderen. Wenn ich merke, dass du mich hintergehen willst, schieße ich sofort.«

»Ich weiß, wozu Frauen fähig sind, wenn sie enttäuscht werden. In der Kriminalistik gibt es dafür genügend Beispiele.«

»Bei den Männern aber auch.«

»Das streite ich nicht ab.«

Es war grotesk. Eigentlich hätten wir uns mit anderen Problemen herumschlagen müssen, als über irgendwelche Verhältnisse zwischen Mann und Frau zu reden. Sie löste sich von mir.

Zum Glück waren wir in ein ruhigeres Fahrwasser geraten, so dass Viviana auch auf der Barke stehen konnte, ohne gleich in die Fluten geschleudert zu werden. Sie schritt um mich herum und machte sich an meinen Fesseln zu schaffen.

Ein Messer trug sie nicht bei sich. Wenn sie es mit den bloßen Händen nicht schaffte, wollte ich ihr mein Taschenmesser geben. Wie ich mich später, wenn ich wieder Bewegungsfreiheit besaß, aus der Affäre winden sollte, das wusste ich jetzt noch nicht. Ich konnte nur hoffen, dass mir im rechten Moment noch etwas einfiel und ich das Mädchen damit überraschte.

Sie hatte ihre Mühe. Ich hörte sie flüstern. Es klang wie ein Fluch. Dann endlich hatte sie den ersten Knoten geschafft. Ein wenig lockerte sich der starre Ring um meine Hände.

Vorerst konzentrierte ich mich auf die Fahrt und nicht auf die Tätigkeit der jungen Spanierin.

Ich sah nichts. Es war keine Weltraumschwärze, die mich umgab, oder die Finsternis einer Dimension, diese Dunkelheit war eine andere. Zwar auch sehr dicht, aber nicht so kalt und leblos wie die zwischen den Gestirnen.

Wenn die Barke ihr Ziel, das andere Ufer der Nacht, wie es genannt wurde, erreichen wollte, musste sie irgendwann von der Flussmitte nach Backbord fahren. Das war bisher noch nicht geschehen, wir nahmen noch immer den gleichen Kurs, der uns auf der Mitte des unterirdischen Flusses weitertrieb.

Die Luft in diesem endlos scheinenden, unterirdischen Gewölbe war kühl, sogar kalt, wenn ich richtig darüber nachdachte. Das Wasser gischte oftmals über Bord, besonders dann, wenn wir in Gegenoder Querstrudel gerissen wurden. Längst war ich durchnässt, ebenso die Stricke. Es wurde wirklich Zeit, dass sie jemand löste. Viviana gab ihr Bestes. Ich spürte ihre Finger an meinen Gelenken, manchmal drückten auch ihre Nägel in mein Fleisch, das

angeschwollen sein musste, hörte auch ihr Schnaufen und konnte feststellen, dass die Stricke nicht mehr so eng saßen.

Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, ihr das Messer zu überlassen. Wie es aussah, würde sie auch ohne Hilfsmittel die Stricke von meinen Gelenken lösen können.

Was musste in diesem Mädchen vorgehen! Sie riskierte Kopf und Kragen, um zu dem Ziel zu gelangen, das ihr ihre Mutter gesteckt hatte. Das Geschlecht sollte bestehen bleiben! Und einen Mann für dies Ziel hatte sie sich auch ausgesucht. Mit allen Konsequenzen, auch mit der, dass die Stricke fielen. Endlich waren meine Hände frei, und ich vernahm aus dem uns umgebenden Dunkel Vivianas Stimme: »Jetzt hast du bekommen, was du wolltest. Nun bist du an der Reihe, Wort zu halten.«

»Augenblick noch, Mädchen...«

Sie reagierte sauer. »Was heißt das? Willst du dein Versprechen nicht einhalten?«

»Davon habe ich nichts gesagt«, erwiderte ich ächzend, denn ich hatte mit meinen Schmerzen zu kämpfen, die durch die Hände und Gelenke schossen. Nichts wurde mehr abgesperrt, der Kreislauf konnte sich wieder frei entfalten, und ich hatte das Gefühl, als würden unzählige Ameisen ihre Säure in meine Finger spritzen.

»Was ist denn?«

Ich erklärte es der jungen Spanierin.

Sie verstand und drängte mich auch nicht. Nach wie vor hatte ich mich mit dem Rücken gegen den Knochenmast gelehnt. So konnte ich am besten das Gleichgewicht halten und begab mich daran, die Gelenke zu massieren. Das Scheuern und Kneten half etwas. Allmählich konnte ich mich gedanklich wieder mit der näheren Zukunft befassen. Einen Vorteil besaß das Mädchen. Es hatte die Waffen an sich genommen, und ich konnte nicht sehen, wenn sie eine der Pistolen zog und auf mich anlegte.

Liebe und Hass liegen oft dicht beieinander. Aber auch Liebe und Enttäuschung. Viviana hatte sich über alle Regeln hinweggesetzt. Wenn ich jetzt nicht mitspielte, würde sie durchdrehen, dessen war ich mir sicher. Also musste ich sehr vorsichtig zu Werke gehen und durfte sie auf keinen Fall zu misstrauisch werden lassen.

Das Gewässer war unruhiger geworden. Wahrscheinlich rutschten wir in einen engeren Tunnel hinein, Ich vernahm es an den Echos des brausenden Wassers, die von kahlen Wänden reflektiert wurden. Mir fiel es schwer, mich auf den Beinen zu halten. Viviana erging es nicht anders, bald klammerte sie sich an mir fest.

»Bist du okay?« Für ein Mädchen aus einem gottverlassenen spanischen Dorf besaß sie einen interessanten Wortschatz.

»Einigermaßen.«

»Wir müssen uns beeilen.« Sie ließ ihre Hände wandern und umfasste mein Gesicht.

Ich kam nicht dazu, eine Antwort zu geben. Im nächsten Moment wurde mir die Luft durch ihre Lippen genommen, die sie auf meinen Mund presste. Es war ein wilder, fordernder Kuss. Sie wusste genau, wie sie es anzustellen hatte, um einen Mann ebenfalls in Raserei zu bringen. Nicht allein ihre Lippen spielten da mit, sie setzte ihren gesamten Körper ein, der sich wie der einer Schlange über den meinen wand. Ich erwiderte den Kuss nicht. Das konnte ich einfach nicht, sie merkte es und zog sich abrupt zurück. Ich hörte ihr scharfes Atmen, irgend etwas musste sie gestört haben. »Du magst mich nicht.«

»Wieso?«

»Das spüre ich. Du magst und willst mich nicht. Lüge!« rief sie.
»Alles war Lüge!«

»Aber Viviana...«

»Sag nichts, verdammt, sag nichts! Du hast mich belogen, du wolltest frei sein. Aber ich sage dir eins. Ich halte mein

Versprechen, ich werde dich töten...«

Bevor ich noch versuchen konnte, ihren Arm festzuhalten und sie daran zu hindern, eine der Pistolen zu ziehen, hatte sie es bereits geschafft und presste mir plötzlich die Mündung der Beretta gegen die linke Wange, wo das Metall eine Beule in die Haut drückte. Ich blieb ruhig. Keine hastige Bewegung jetzt. Viviana befand sich in einem Zustand der höchsten Erregung. Sie würde sofort schießen, wenn ihr irgend etwas nicht gefiel.

»Weshalb hast du mich belogen?« fragte sie. »Weshalb nur?« Die Stimme hatte einen weinerlichen Klang bekommen. »Rede! Ich habe mich dir gezeigt. Hast du nicht meinen Körper angesehen? Er könnte dir gehören!«

»Doch. Ich habe ihn mir angesehen; nicht schlecht...«

»Dann tu es endlich! Ich will ein Kind von dir. Ich muss das Geschlecht fortsetzen, so steht es geschrieben.«

»Es geht nicht immer auf Kommando«, versuchte ich sie zu beruhigen.

»Das weißt du doch. Außerdem müssen wir uns auf andere Dinge konzentrieren. Wir werden das andere Ufer bestimmt bald erreicht haben. Dann sieht sowieso alles anders aus.«

»Was soll denn anders aussehen?«

»Hat deine Mutter nicht vom Jenseits gesprochen?«

»Ja, das hat sie, aber nur für die Fremden. Für mich nicht. Ich bin eine Marquez, und das Jenseits ist damit einverstanden, dass wir am Leben bleiben, um neue Opfer zu schicken. Das darfst du niemals vergessen. Wir müssen leben, dann läuft alles nach Plan.«

Sie war einfach nicht zu belehren. Zu tief steckte das Mädchen bereits in dieser schaurigen Erbfolge.

»Eine Chance noch, Fremder, eine Chance!«

»Welche?« ächzte ich.

Sie sagte noch nichts. Ihre rechte Hand zitterte. Es übertrug sich

auch auf die Waffe, deren Mündung in meine Wange stach. Dort würde ich wohl einen blauen Fleck behalten, falls ich überlebte. »Es kommt auf deine nächste Antwort an. Wenn du sie in meinem Sinne gibst, ist alles klar. Wenn nicht, drücke ich ab und zerschieße dir den Kopf. - Willst du mit mir ein Kind zeugen?«

Was sollte ich sagen? Ich wollte ja nicht. Hätte ich das erwidert, wäre mir eine Kugel sicher gewesen. Also musste ich lügen.

Jetzt machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte sie außer Gefecht setzen können, aber meine Hände waren nicht okay gewesen.

»Nun?«

»Ich bin einverstanden!«

Die Worte fielen mir schwer. Zum Glück drangen sie leicht über meine Lippen, wobei ich hoffte, dass das Mädchen sie mir auch abnahm. Noch tat sich nichts. Die Waffenmündung drückte weiterhin gegen das Fleisch an meiner linken Wange.

Dann hörte ich sie reden. »Es ist gut, ich glaube dir. Aber ich werde die Pistole in der Hand behalten, während ich mich dir hingeben. Komm nur nicht auf falsche Gedanken.«

»Nein, nein.«

Endlich verschwand der Druck. Wo Viviana stand, sah ich nicht, aber ich nahm den Geruch ihres Körpers wahr. Die Spanierin hielt sich dicht vor mir auf. Am Klang ihrer Stimme hörte ich, dass sie in die Knie gesackt war, als sie die nächsten Worte sprach. »Das Boot ist breit genug, wir können uns niederlegen.«

Auf Gebeine, fügte ich in Gedanken hinzu und schüttelte mich. Das war schon fast Wahnsinn! Viviana war so davon überzeugt, ihr Ziel zu erreichen, dass sie sämtliche moralischen Bedenken über Bord geworfen hatte.

»Ich liege bereits«, hörte ich sie sprechen. »Du brauchst nur zu mir zu kommen, aber denke daran, ich ziele in deine Richtung. Die Kugel wird dich auch in der Dunkelheit kaum verfehlten.«

»Das weiß ich.«

»Dann komm her!«

Sie redete in einem befehlenden Ton. Ich dachte darüber nach, wie ich die Beretta an mich bringen konnte, ohne dass mich eine Kugel erwischte. Ich würde zunächst auf ihr Spiel eingehen und dann... Nein, das brauchte ich nicht. Etwas anderes kam uns zuvor. Ein unheimlicher Vorgang, denn plötzlich sahen wir Licht. Ein rötlicher Schein breitete sich aus und erfasste die gesamte Länge der Totenbarke.

Abgegeben wurde er von den beiden Totenschädeln am Bug des Schiffes und auf der Mastspitze...

Bill und Suko hatten die Worte der Frau zwar gehört, sie waren aber kaum in der Lage, diese Sätze nachzuvollziehen. Was man ihnen da gesagt hatte, war einfach zu ungeheuerlich und auch unglaublich, um daran nicht zweifeln zu können.

»Das ist doch nicht wahr!« sagte der Reporter. »Es stimmt!«

»Und Sie haben es gewusst?« fragte Suko.

»Nein.«

»Dann kennen Sie auch Ihre Tochter nicht. Sie hätten sie nicht mitnehmen sollen. So werden wahrscheinlich beide sterben, wenn man Ihren Worten trauen kann.«

Die Senora gab keine Antwort. Sie stand auf dem Fleck und starnte mit stumpfem Blick zu Boden. Für sie war eine Welt zusammengebrochen, sie sah sich von ihrem eigenen Blut getäuscht. »Wie ich«, flüsterte sie.

»Verdammter, sie ist wie ich, als ich noch jung war. Nichts kann sie aufhalten, und sie wird ihn dazu überreden. Wir haben die Macht, wir schaffen es, unser Wille ist wie Eisen.«

»Könnte man sie nicht zurückholen?« fragte Bill.

»Es ist zu spät.«

»Dann müssten wir ihnen nach.«

»Auch das geht nicht, weil es kein zweites Boot mehr gibt. Sie werden das andere Ufer der Nacht erreichen und das Jenseits kennen lernen. Ich hoffe nur, dass die Kräfte dort sich daran erinnern, was unsere Familie in der letzten Zeit für sie getan hat.«

»Und das gegenüberliegende Ufer des Flusses ist das Jenseits?« erkundigte sich Suko noch einmal.

»Natürlich.«

»Das hieße also, dass wir einfach hinüberschwimmen könnten, um es zu erreichen.«

Die Senora hob den Kopf und starrte den Inspektor an, als hätte er etwas Verbotenes gesagt. »Sag mal, bist du des Wahnsinns? Das geht nicht, so etwas kann man nicht so einfach schaffen, das solltest du wissen. Auf der anderen Seite des Flusses befinden sich Felsen, dort ist nicht das andere Ufer der Nacht. Du musst erst fahren, hineingeschoben werden in andere Reiche und eine andere Welt. Dann kannst du es erleben. Aber so weit wird es nicht kommen.«

»Was haben Sie denn jetzt vor?«

Die Frau lachte. »Schaut euch um, hier sind sechs Männer, die darauf warten, meine Befehle auszuführen. Vier von ihnen sind mit Gewehren bewaffnet, die anderen beiden besitzen Waffen, die nicht weniger gefährlich sind. Der Morgenstern ist ebenso tödlich wie das Schwert, wenn es richtig geführt wird, und das versteht der Mann mit der Eisenmaske.«

»Ist er überhaupt ein Mensch?« erkundigte sich Suko.

»Ja, mein Vertrauter. Er ist ein Diener unserer Familie. Er geht für uns durchs Feuer.«

»Dann tötet er auch?«

»Sicher.«

Ramon, der Mann mit der Baskenmütze, mischte sich ein.

»Entschuldigen Sie, Senora, wenn ich mich einmische. Aber ich

meine, dass wir mit Reden nicht weiterkommen.«

»Wie dann?«

»Wir sollten die beiden ausschalten.«

»Töten also?«

»Sicher, und ihre Leichen in den Fluss werfen, damit sie weggeschwemmt werden können.«

Die Frau schien nichts dagegen zu haben, jedenfalls legte sie keinen Widerspruch ein. Aber Bill Conolly wollte die Antwort nicht so ohne weiteres hinnehmen. »Haben Sie schon einen Menschen getötet?« fragte er. »Wissen Sie, wie das ist?«

»Ja, im Kampf, als wir einen Mädchenschänder jagten.«

»Er hat sich gewehrt, nicht?«

»Ja.«

»Das ist etwas anderes. Wir können uns nicht wehren. Sie müssen also auf wehrlose Personen schießen, und dies ist etwas völlig anderes, als sich gegen Menschen zu stellen, die einem etwas getan haben. Begreifen Sie das?«

Ramon senkte den Blick. Er hielt die Lippen zusammengepresst. So abgebrüht war er nun doch nicht, als dass Bills mahnende Worte spurlos an ihm vorübergegangen wären. Auch die anderen drei Männer verspürten so etwas wie Unruhe.

Das merkte die Frau ebenfalls. Sie war es, die die Initiative übernahm. Sie hatte in der letzten Zeit einige Enttäuschungen hinnehmen müssen. Es war längst nicht so gelaufen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Bevor ihr alles aus den Händen glitt, wollte sie lieber Nägel mit Köpfen machen.

»Ihr braucht keine Gewissensbisse zu haben. Ich werde meinem persönlichen Diener den Befehl geben, die beiden zu töten. Der Mann mit der Eisenmaske soll sie köpfen...«

Mit dieser Wende hatte außer der Frau niemand gerechnet. Selbst ihre vier Gewehrträger standen starr vor Schreck, und das Blut floss

aus ihren Gesichtern. Trotz des roten Fackelscheins sahen sie plötzlich blass und käsig aus.

Auch die Männer aus England hatten diese Wende kaum für möglich gehalten, sie kommentierten den Vorgang nicht, aber ihre Körper spannten sich, als wollten sie jeden Moment vorspringen. Nur der Zwerg hatte seinen Spaß. Sein Kichern klang hoch, hohl und gleichzeitig hässlich. Er schwang seinen Morgenstern, der in kreisförmige Bewegungen geriet und dicht über die Köpfe der beiden Gefangenen hinwegflog. »Ich kann es auch machen«, bot er sich an.

»Überlasse die beiden mir! Du wirst nicht enttäuscht sein.«

»Nein.«

»Dann wenigstens einen.«

Die Spanierin dachte nach. »Ja, das ist vielleicht möglich. Du kannst dir einen aussuchen.«

Der Zwerg ging zwei Schritte vor. Sein rosiges Gesicht sah aus, als wäre es mit einer dünnen, rötlichen Lackschicht bestrichen. Den Mund hatte er in die Breite gezogen, so wirkte er auf die Zuschauer wie ein gefährlicher Kasper.

»Ihn nehme ich!« Der überlange freie Arm schnellte vor und deutete auf Suko. »Gut.«

»Und wann?« Der bösartige Mensch stellte die Frage so, als würde er die Antwort kaum erwarten können.

»Meinetwegen sofort!«

Da nickte der Verwachsene, aber die vier Männer wollten nicht mitspielen. Diesmal protestierten sie gemeinsam. »Von dieser Art zu töten ist uns nichts gesagt worden«, sagte Juan, der eine Halbglatze hatte. »Du versprachst einem von uns deine Tochter. Deshalb haben wir überhaupt nur mitgemacht. Aber zuschauen, wie andere getötet werden und dazu noch die Köpfe abgeschlagen bekommen...«

»Die Verhältnisse haben sich eben geändert«, erklärte die Senora

kalt.

»Ich mache nicht mit!« Juan hatte mit diesem einen Satz seinen Standpunkt festgelegt. Er blickte auch seine Freunde an. »Wie ist es mit euch? Bleibt ihr hier?«

Sie zögerten noch. Ramon, der Wirt, hob die Schultern. Esteban und Zicco zeigten überhaupt keine Reaktion. Es war ihnen allerdings anzusehen, dass sie sich unwohl fühlten.

Der Frau wurde es zuviel. »Dann verschwindet doch. Ich werde auch allein mit den Kerlen fertig. Aber eins sage ich euch: Ich werde euch holen, wenn alles vorbei ist. Ihr kommt dann an die Reihe, denn ihr werdet als nächste an das Ufer der Nacht geschickt, das kann ich euch versprechen. Und jetzt geht!«

Sie wussten nicht, was sie machen sollten. Nervös waren sie, fühlten sich unwohl. Esteban sagte: »Ich habe Familie...«

»Aber ein Kind wolltest du meiner Tochter machen!« höhnte die Frau.

»Du hast sie immer am gierigsten angeschaut. Ich gab dir den Vorzug. Jetzt zeigst du deine Feigheit.«

»Ich kann nicht!«

»Geht!«

Es war ein scharfgesprochenes Wort, und die vier hatten endlich verstanden. Sie drehten sich um. Plötzlich hatte sich die Lage zu Sukos und Bills Gunsten verändert, denn es zeigten keine vier Gewehrmündungen mehr auf sie. Leider hatte man sie entwaffnet, so mussten sie sich mit bloßen Händen verteidigen, und der Mann mit der Eisenmaske hatte sein Schwert bereits gezogen. Auch der Zwerg ließ den Morgenstern kreisen. Bei jeder Drehung war ein Pfeifen zu hören.

Auch die Senora zeigte sich unsicher. Ihr Blick flackerte. Hundertprozentig war sie nicht von ihrem Plan überzeugt. Zudem wollten die Männer die Fackeln mitnehmen, und dagegen hatte sie

etwas.

»Lasst die Fackeln hier!«

Die vier stoppten. Drei von ihnen legten ihre nieder, einer, es war Zicco, nahm sie mit. Er war der erste, und er verschwand bereits in der Tiefe des Gewölbes.

»Reicht das?« fragte Ramon.

»Ja.«

In der Tat gaben die Fackeln genügend Licht ab. Es war ein unruhiger Schein, der nie gleich blieb und von einer Seite zur anderen schwang, als würde jemand aus dem Unsichtbaren gegen sie blasen. Dadurch bekam das Innere der weiten Grotte einen schwarzroten, gespenstischen Schein aus Licht und Schatten, der das Innere zu einem skurillen Felsgebilde verzerrte.

In diese schaurige Umgebung passten die beiden Henker exakt hinein. Es erinnerte an die Kulisse eines Fantasy-Films, und der Zwerg mit seinem gefährlichen Morgenstern konnte nicht ruhig bleiben. Er schlich langsam auf Suko zu, wobei er auch weiterhin seine Waffe schwang und diese immer näher an das Gesicht des Chinesen vorbeihuschte. Bösartig war das Grinsen auf dem Gesicht des Verwachsenen. »Gleich bist du dran!« versprach er. »Noch zwei, drei Schritte, und von deinem Gesicht wird nichts mehr zurückbleiben.«

Bill wurde nervös. In seiner unmittelbaren Nähe stand der Mann mit der Eisenmaske und schlagbereiter Waffe. Conolly fieberte. Weshalb griff Suko nicht ein? Warum bewegte er sich nicht und zog seinen Stab? Durch dessen Magie konnte er alles verändern, die Lage um hundertachtzig Grad drehen, aber er musste ihn zunächst hervorholen. Das versuchte er. Suko bereitete den Weg dorthin vor. »Darf ich noch eine Zigarette rauchen?« fragte er.

Die Frau zuckte zusammen, weil sie von dieser Frage überrascht worden war. Sie musste sich mit ihren Gedanken ganz woanders

befunden haben. Jetzt starrte sie Suko an und schüttelte den Kopf.
»Was hast du da gesagt?« hauchte sie.

»Ich will noch eine rauchen. Einem Verurteilten erfüllt man den letzten Wunsch gewöhnlich.«

Sie ballte die Hände. Focht einen innerlichen Kampf aus, rechnete mit einem Trick und schüttelte plötzlich den Kopf. »Nein, du darfst nicht rauchen. Ihr beiden Bastardos habt mir genügend Unglück gebracht. Es wird Zeit, dass ihr sterbt!«

Das genau war auch der Einsatzbefehl für den Zwerg. Plötzlich veränderte er die Richtung seines gefährlichen Morgensterns. Er schwang ihn nicht mehr im Kreis, sondern schleuderte seinen rechten Arm aus der Drehung heraus nach vorn. Zusammen mit Kette und Kugel!

Letztere, nagelbespickt, erschien dicht vor dem Gesicht des Inspektors...

Von einer Sekunde auf die andere hatte sich die gesamte Lage grundlegend verändert Bisher waren wir auf der Totenbarke durch die tiefe Dunkelheit gefahren, nun glühten an zwei verschiedenen Stellen die Schädel auf und verbreiteten ihren rötlichen Schein, der sich wie ein Schleier über das Boot und seine Insassen legte.

Ich sah das Mädchen. Es hatte sein Vorhaben tatsächlich wahrgemacht, lag auf dem Geflecht aus Gebeinen, hatte den Mantel schon zum Teil aufgeknöpft, so dass ich ihren Körper anstarren konnte, und hielt in der rechten Hand meine Beretta, deren Mündung schräg in die Höhe wies und auf mich zielte.

Wir sprachen nichts, aber ich sah die Enttäuschung in Vivianas Zügen und hatte das Gefühl, als wollte sie jeden Augenblick anfangen zu weinen. Sie alterte innerhalb weniger Sekunden, schluckte und hörte meine rauhe Stimme.

»Es war wohl zu spät.«

Ich erhielt keine Erwiderung und bekam Zeit, mir die nähtere Umgebung anzuschauen. Wir befanden uns noch immer auf der Flussmitte, allerdings durch die Strömung schon leicht nach rechts abgetrieben, um in Kürze das andere Ufer zu erreichen.

Dort ballte sich die Schwärze. Ob sie aus Wolken oder Felsen bestand, konnte ich noch nicht erkennen, jedenfalls wurden wir vorangetrieben, und die Knochenbarke schien über zahlreiche Stromschnellen direkt hinwegzuhüpfen. Das Wasser schäumte an langen, hellen Bahnen beiderseits der Bordwand entlang, nachdem es aus den zahlreichen Strudeln und Kreiseln herausgeschleudert worden war. Ich hatte schon meine Schwierigkeiten, mich zu halten und packte den Mast als Stütze.

Viviana sprach kein Wort Aber sie wusste, dass sie ihren Vorsatz nicht aufrechterhalten konnte, und ihr rechter angewinkelter Arm sank nach unten. Auch die Hand mit der Waffe machte diese Bewegung mit, so dass ich die Mündung der Beretta nicht mehr auf mich gerichtet sah. Ich entspannte mich ein wenig.

»Du!« sagte sie. »Du allein trägst die Schuld. Du hättest nicht so lange zögern sollen. Es wäre jetzt alles vorbeigewesen. Statt dessen fahren wir nun...«

»Wohin?« fragte ich, als sie nicht mehr weitersprach. Sie gab mir keine Antwort, fasste nach dem Mantelstoff und raffte ihn vor ihrem Körper zusammen, als würde sie sich plötzlich wegen ihrer Blöße schämen. Sie stand auf. Es geschah mit trägen Bewegungen. Ich hörte sie flüstern, ohne etwas von ihren Worten zu verstehen, dafür geschah etwas anderes. Die Strömung nahm ab. Das Knochenschiff bekam weniger Fahrt und einen stärkeren Drall nach Backbord, so dass es nicht mehr lange dauern würde, bis wir das Ufer erreichten.

»Komm endlich hoch!«

In ihrer gebückten Haltung fuhr Viviana herum, und ich sah wieder in die Mündung meiner eigenen Waffe. »Kein Wort mehr, sonst

drücke ich ab.«

Meine freie Hand hob ich hoch. »Schon gut, Mädchen, ich hatte dich nur erinnern wollen.«

»Darauf pfeife ich.«

Da griff ich zu. Meine Rechte war so flink wie eine vorschnellende Schlange. Bevor Viviana sich versah, hatte ich die Beretta gepackt und sie ihr aus den Fingern gerissen. Überrascht und fast entsetzt starrte sie auf ihre leere Hand.

Jetzt richtete ich die Mündung auf sie. »Die ist bei mir besser aufgehoben!«

Sie funkelte mich an. Ich ließ es zu, dass sie aufstand, sich dann wieder fallen ließ und auf die Ruderbank aus Knochen setzte. »Okay, du kannst sie behalten.«

»Das werde ich auch.«

Über ihren Knien legte Viviana die Hände zusammen. »Und jetzt?« fragte sie.

»Wie soll es weitergehen? Was hast du dir dabei gedacht?«

»Das Jenseits wartet!«

»Auf mich nicht!«

Da begann sie schrill zu lachen. »Auch auf dich, Blonder. Auch auf dich. Es wartet auf uns.«

»Du hast die Fahrt freiwillig unternommen. Wir werden uns den Problemen stellen. Ich gebe dir nur einen Rat. Versuche nicht, die Seite zu wechseln, bleibe bei mir, mache uns keine Schwierigkeiten, hast du kapiert?«

»Natürlich.«

»Du kannst die Pistolen so lange behalten, bis wir alles überstanden haben. Diesen Vertrauensbeweis gebe ich dir vor.«

Sie lachte mich hart an. »Wie großzügig von dir.«

Ich hob die Schultern. »Das hat damit nichts zu tun. Wir werden bald an Land gehen und befinden uns dann in einer Welt, die ich

nicht kenne, in der sich aber jeder behaupten muss.«

»Es wird uns verschlingen.«

Ich hob die Schultern. »Falls es das Jenseits ist.«

»Verlass dich darauf.«

Das wollte ich lieber nicht. Zunächst einmal hatte ich lange genug diskutiert, ging vor und schaute mir den Totenschädel an, der am Bug in die Höhe wuchs. Auch dieser Schädel stand auf einem kleinen Mast aus Knochen. Sein Inneres war von dem roten Licht ausgefüllt, und es drang auch durch die offenen Augenhöhlen, so dass die unmittelbare Umgebung ebenfalls erleuchtet wurde.

Ich kniete mich hin und hörte die Frage des Mädchens. »Was hast du vor?«

»Der Schädel muss eine Bedeutung haben, dessen bin ich mir sicher. Das will ich herausbekommen.«

»Er und der andere sind die Zeichen.«

»Wieso?«

»Eine Art Leuchtturm, ein Anmelder, der uns anzeigt, damit die Kräfte des Jenseits Bescheid wissen, dass jemand zu ihnen kommt. Sie werden uns also erwarten.«

»Kennst du sie? Hast du sie jemals gesehen? Weißt du genau, wie sie aussehen?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Weil keiner lebend zurückgekommen ist.«

Da konnte sie recht haben. Auch ich hatte mit dem Sterbenden gesprochen. Er hatte es zwar noch geschafft, das andere, rettende Ufer zu erreichen, aber er war so geschwächt worden, dass sein Lebensfaden endgültig riss.

Noch einmal bekam unser Boot den nötigen Schwung. Es kam mir vor, als wäre es unter Wasser von einem Steuermechanismus gedreht worden, und lief nun in einem spitzen Winkel auf das andere Ufer

der Nacht zu. Wo würde es anlegen?

Der Schädel mit seiner roten Leuchtkraft schien keine besonders magische Bedeutung zu haben, aus diesem Grunde untersuchte ich ihn auch nicht näher und zog mich soweit zurück, dass ich neben dem Mädchen Platz nehmen konnte.

Viviana rückte zur Seite, damit ich den nötigen Platz bekam. Die Erregung war ihr anzusehen. Nur mühsam behielt sie die Kontrolle über sich. Hin und wieder lief ein Zucken um ihre Mundwinkel, und es sah so aus, als wollte sie etwas sagen. Trotzdem dauerte es noch eine Weile, bis sie fragte: »Weißt du, wie das ist, wenn man stirbt?«

»Nein, ich lebe ja.«

»Es war dumm, klar, aber ich habe mich oft damit beschäftigt, weil ich mich in die Lage derjenigen versetzen wollte, die meine Mutter über den Fluss schickte. Es muss grausam sein.«

»In der Regel, ja, aber manchmal kann der Tod auch eine Erlösung sein. Bei Schwerkranken, zum Beispiel.«

»Ich fühle mich zu jung.«

»Wem sagst du das?«

Sie senkte den Kopf. »Dabei bin ich nur den Gesetzen unserer Familie gefolgt. Wir haben Schlimmes getan. Unsere Vorfahren waren grausam. Ihr Erbe müssen wir abtragen. Wir sind verflucht dazu, Nachwuchs zu haben. So lange, bis uns die andere Seite zu erkennen gibt, dass unsere Schuld abgetragen ist.«

»Wann kann das sein?«

»Ich weiß es nicht.« Viviana schüttelte den Kopf. »Vielleicht in einem Jahr, in zehn oder in hundert. Wer von uns Menschen kennt schon das Jenseits und dessen Gesetze?«

Ich war mir nicht einmal sicher, ob wir im Jenseits landeten, tat aber vorbeugend etwas, holte das Kreuz hervor und ließ es offen über der Kleidung hängen.

Mittlerweile konnte ich das andere Ufer besser erkennen. Ich

machte eine Wand aus, sehr dunkel, fast schwarz, drohend und abstoßend wirkend. Aber ich sah keine Stelle, an der unser Boot hätte anlegen können, denn die Wand fiel senkrecht zum Wasser hin ab. So trieben wir weiter über einen Fluss, dessen Wasser eine dunkle Färbung angenommen hatte. Es war fast so schwarz geworden wie die Umgebung. Nur manchmal rollte über die Oberfläche ein Schaumiger Streifen hinweg.

Viviana streckte ihre Hand aus. »Da, sieh doch!«

Ich schaute hin und glaubte auch, nahe der Wand oder sogar in ihr ein Gesicht zu sehen. Nur für einen Moment, dann verschwand es wieder im Dunkel der Umgebung.

»Sie haben uns gesehen und erwartet!« hauchte das Mädchen. »Wir werden von ihnen in Empfang genommen werden, um anschließend den Tod zu erleiden. So genau wird es sein.« Sie schluckte und holte tief Atem. »Halt mich fest, wenn wir jetzt anlegen, bitte...«

Ich tat ihr den Gefallen. Mochte sie mich auch zuvor noch so bedrängt haben, im Augenblick war Viviana nur mehr ein schutzloses Wesen, das starke Angst hatte.

Wir bekamen den ersten Stoß. Ein Beweis, dass die Knochenbarke Kontakt bekommen hatte. Sie glitt an einem glatten Felsen mit der Steuerbordseite entlang, und abermals tauchte ein Hindernis auf, das aus einem runden Felskopf bestand, der vom sprudelnden Wasser umschäumt wurde.

Mit dem Bug stieß das Boot dagegen. Im Knochengefüge begann es leicht zu knirschen, ich rechnete mit einem Wassereinbruch, aber die Gebeine hielten.

Und wir gerieten in sehr ruhiges Wasser, denn jenseits des Felsens öffnete sich plötzlich eine winzige Bucht, in die uns die nachlassende Kraft der Strömung hineinschob. Die Wände waren ebenfalls nicht mehr zu sehen. Als wären sie von großen Kräften zur Seite gedrückt worden. Still war es geworden. Das Rauschen des Wassers lag

hinter uns. Wir machten nur noch sehr langsame Fahrt und entdeckten beide so etwas wie einen schmalen Strand.

So sollte das Jenseits aussehen? Ein Flussufer mit einer kleinen Bucht und einem winzigen Strandstreifen.

Nein, keinesfalls. Da hatte die Mutter ihrer Tochter ein gewaltiges Lügenmärchen aufgetischt. Schon jetzt war ich davon überzeugt, überall gelandet zu sein, nur nicht im Jenseits, wo nach der Legende die Seelen der Verstorbenen eingingen.

Das Jenseits war nach meinen Vorstellungen etwas anderes. Ein Gebiet, das sich nicht eingrenzen ließ. Man konnte es nicht erklären, ebenso wenig wie die Hölle, man musste es akzeptieren. Nur nicht so, wie wir es hier sahen.

Das begriff auch meine Begleiterin. Sie schüttelte den Kopf. »Nein«, hauchte sie. »Das kann nicht sein. Das andere Ufer der Nacht ist nicht das Jenseits. Wir können das Boot verlassen und es betreten...«

Sie wollte aufstehen und das Boot schon verlassen, ich aber drückte sie zurück. »Nur keine Panik, Mädchen, nichts überstürzen. Auch wenn wir es anders sehen als deine Mutter, vorsichtig müssen wir trotzdem sein. An diesem Ufer lauert etwas, wir haben das Gesicht gesehen, also müssen wir Acht geben.«

»Gut.« Kaum hatte sie gesprochen, als das Boot schon anstieß. Mit dem Bug schabte es über den flachen Strand, der aus einem Teppich flacher Steine bestand. Im Licht der leuchtenden Totenköpfe hatte er einen rötlichen Schein bekommen, der sich sehr bald in der dahinterliegenden Finsternis verlor.

Ich rechnete damit, abermals in eine gewaltige Höhle zu gelangen, und war nur froh, dass ich meine kleine Bleistiftleuchte noch besaß. So würden wir nicht durch die dicke, tintige Dunkelheit stolpern müssen. Neben mir drückte sich das Mädchen von der Bank hoch. Es fasste dabei nach meiner Hand. Die Finger fühlten sich kalt an,

zudem zitterten sie noch. Viviana war noch unsicher. Schon stehend fragte sie noch einmal nach. »Ich weiß es nicht genau und kenne dich auch nicht, aber trägst du mir wirklich nichts mehr nach?«

»Nein. Was war, habe ich vergessen. Ich betrachte dich als einen Menschen, der durch eine Kette unglückseliger Umstände fehlgeleitet worden ist. Das ist alles.«

»Danke.« Das letzte Wort hatte schon sicherer geklungen, und ich stand ebenfalls auf.

Einen etwas größeren Schritt brauchte ich nur zu gehen, um die Knochenbarke zu verlassen. Das Gebein ächzte unter dem Druck, als ich mein Gewicht verlagerte. Beim Aussteigen geriet das Boot noch ins Schaukeln, und ich war es, der als erster einen Fuß an Land setzte, gefolgt von Viviana Marquez. Sie hielt sich an mir fest. Ihre Finger spürte ich in Höhe des rechten Ellbogens.

Was erwartete uns?

Die Familie hatte die Barke als Buße bauen müssen. Wie weit würde diese Buße noch getrieben? Was hatten all diejenigen Menschen gesehen, die das andere Ufer der Nacht betrat? Meine Gedanken waren fast identisch mit denen des Mädchens.

»Das andere Ufer der Nacht!« hauchte sie. »Wir haben es erreicht, wir sind da. Für meine Mutter war das gesamte Leben Nacht. Und sie hat es in zwei Ufer eingeteilt. An dem einen stand sie, das andere war für sie der Tod oder das Jenseits. Deshalb dieser Ausdruck.«

Noch spürte ich persönlich nichts davon, dass wir die gegenüberliegende Seite des Lebens erreicht hatten, wo der Tod endgültig war und das Jenseits die Seelen schluckte. Ich spürte unter meinen Schuhsohlen die harten, flachen, kleinen Kieselsteine, sah die schiefen Felsen von unterschiedlicher Höhe und vor mir die freie Fläche, die von der blauschwarzen Dunkelheit bedeckt wurde.

Nichts erschien mir unnormal...

In der rechten Tasche meiner Jacke befand sich die schmale Lampe.

Ich ließ die Hand bereits in der Tasche verschwinden, als Viviana etwas tat, was mir überhaupt nicht passte. Sie ging zwei Schritte vor, auch einen dritten, und plötzlich brach das Unheil über sie herein. Ich hörte ihren langgezogenen Schrei. Irgend etwas musste sie erwischt haben. Sie kippte nach vorn, als wollte sie ins Leere fallen, blieb aber in dieser Haltung hängen und streckte beide Arme aus, als gäbe es vor ihr etwas, an das sie sich klammern konnte.

Für einen winzigen Augenblick sah ich sie überdeutlich, weil ein helles, gleichzeitig fahles Licht die Umrisse ihrer Gestalt nachzeichnete, bevor die Finsternis über ihr zusammenschlug und Viviana Marquez vor meinen Augen verschwand...

Auf einmal war ich allein! Die Stelle, wo ich das Mädchen zuletzt gesehen hatte, war völlig leer und finster. Als hätte dort ein Trichter gestanden, der sie einfach verschluckte und nie mehr ausspeien wollte. Ich hatte Viviana gewarnt, sie wollte nicht auf mich hören, und ich begann, dieses Ufer mit anderen Augen zu sehen. Sollte die alte Senora doch recht gehabt haben?

Befand sich vor mir das Jenseits, das sich bereits ein neues Opfer geholt hatte?

Das Verschwinden der jungen Spanierin hatte mich gewarnt. Dementsprechend vorsichtig ging ich zu Werke. Ich wollte nicht auch noch von dieser alles verzehrenden und schluckenden Finsternis überrascht werden und vertraute auf mein Kreuz. Wenn diese Dunkelheit etwas für mich und das Kreuz Negatives war, würde es sich schon dagegen zu wehren wissen. Davon war ich fest überzeugt. Hinter mir lagen der Fluss und die Knochenbarke. Vor mir etwas Fremdes, Unheimliches, und auch ich bekam leichte Beklemmungen, als ich darauf zuschritt.

Meine Lampe vergaß ich zunächst. Das rote Licht der Knochenschädel reichte noch aus, um den Punkt zu erreichen, an dem ich Viviana hatte verschwinden sehen.

Überfallartig traf mich die andere Kraft! Von vorn und hinten fasste jemand zu, der mich regelrecht zusammendrückte, so dass mir die Luft abgeschnitten wurde. Ich wollte noch zurück und es in einem zweiten Anlauf versuchen, das brachte ich nicht mehr fertig. Von irgendwoher traf mich der Sog, wie ein gewaltiger Strudel, und ich sah mich selbst von Lichtschleieren umgeben, die dazu beitrugen, mich in die Finsternis zu zerren.

Keine Beretta half mir, auch kein Kreuz, das andere Ufer der Nacht war stärker gewesen...

Suko hatte den Zwerg zum Glück nicht aus den Augen gelassen. Dieser unberechenbare kleine Teufel würde morden, ohne mit der Wimper zu zucken, davon ging der Chinese aus. Aus diesem Grunde war er auch nicht so überrascht, wie es sich der Zwerg vielleicht vorgestellt hatte. Die Stahldornen der Kugeln kamen bedrohlich nahe. Suko ließ sich in die Knie sacken, so dass der Morgenstern dicht über seine Haare hinwegflog. Suko blieb unverletzt.

Er machte sich noch kleiner, weil er schneller sein musste als die zurückfliegende Waffe und hörte, kaum dass er den Untergrund berührt hatte, den enttäuscht klingenden Schrei des Zwergs. Dieser Fiesling und Mörder hatte fest damit gerechnet, Suko zu erledigen. Wie groß musste seine Enttäuschung sein, als er das Misslingen seines Plans einsehen musste!

Zu einem zweiten Hieb ließ ihn der Chinese nicht mehr kommen. Jetzt griff er selbst an.

Damit wiederum hatte der Verwachsene nicht gerechnet. Sein Gesicht zeigte Erschrecken, als Suko plötzlich bei ihm war, bevor er noch seinen Morgenstern schwingen konnte.

Im nächsten Moment fühlte sich der Zwerg an den Hüften umfasst und in die Höhe gehoben. Nur für eine winzige Zeitspanne schwebte er über dem Boden, bevor Suko sich mit ihm zwischen den Händen

drehte, ihn auch nicht mehr halten wollte, sondern zwischen die Felsen schleuderte. Durch das Gewicht des schweren Morgensterns bekam der Zwerg noch mehr Schwung. Er krachte mit dem Rücken auf und schrie jämmerlich, als ihn der Schmerz durchtoste.

Noch ein zweiter Gegner war da. Der Mann mit der Eisenmaske, dem Kettenhemd und dem gefährlichen Schwert, das Bill köpfen sollte. Auch der Reporter hatte Glück gehabt. Indirekt war der Zwerg zu seinem Lebensretter geworden. Durch dessen schnellen und plötzlichen Angriff war der Mann mit der Eisenmaske irritiert worden und hatte nicht sofort zugeschlagen. Bill konnte zur Seite springen.

Als sich sein Gegner drehte, war er schon einige Schritte entfernt und konnte durch einen Streich mit der Klinge nicht mehr erwischt werden. Er hörte noch das Fauchen, als das Metall die Luft durchschnitt, denn der andere hatte nicht an sich halten können.

Die Senora aber schrie wütend auf. »Töte ihn endlich!« zischte sie ihrem Diener zu und trieb ihn weiter an.

Er suchte Bill. Der Reporter hatte es geschickt verstanden, den unmittelbaren Schein der Fackeln zu verlassen und sich dort hinzugegeben, wo die Dunkelheit ihn schützte. Von dieser Stelle aus schaute er ins Helle, der andere musste durch die Schlitze der eisernen Maske in die Dunkelheit starren und würde es dementsprechend schwer haben, den Reporter zu entdecken, der sich geduckt hatte und praktisch mit dem Boden verschmolz.

Bill hörte auch einen jämmerlichen Ruf. Der Zwerg hatte ihn ausgestoßen. Bill sah ihn mit den Beinen strampeln. Suko war wieder frei.

»Bill?«

»Ich bin okay«, erwiderte der Reporter auf den Ruf seines Freundes hin.

»Keine Sorge.«

Auf einmal hatte der Mann mit der Eisenmaske zwei Gegner vor sich. Er musste sich entscheiden, um wen er sich zuerst kümmern sollte. Bill hatte sich versteckt, ihn sah er nicht, also drehte er sich und wandte sich dem Inspektor zu.

Suko war waffenlos, der andere besaß das Schwert. Was der Kerl aber nicht wusste, war, dass auch die Handkanten des Chinesen zu gefährlichen Waffen werden konnten. Und so gab er sich ziemlich sicher, zudem verstand er es, sein Schwert geschickt zu führen und durch Finten den Inspektor zurückzutreiben.

Die Senora lauerte im Hintergrund. Sie feuerte ihren Diener an, wollte, dass er vernichtete, denn Zeugen durfte sie sich keine erlauben. Mit den vier Männern aus dem Ort würde sie schon fertig werden, anders war es da mit Fremden. Der andere stach zu.

Schnell, glatt und sicher. Suko sprang in die Höhe. In der Bewegung breitete er die Beine aus, so dass der Stich zwischen den beiden Innenseiten der Schenkel hindurchfuhr und ihm nichts tat. Als das Schwert zurückgezogen wurde, stand auch Suko wieder auf den Beinen. Nur für einen kaum messbaren Moment, denn er sprang wieder hoch und setzte diesmal zu einer Beinschere an, die seinen Gegner erwischte, bevor dieser sich noch auf die neue Lage eingestellt hatte. Auf dem Rücken liegend schwebte der Inspektor in der Luft, und beide Beine schlossen sich um den Hals des anderen, wobei Suko den Druck der Maske spürte, was ihn nicht weiter störte. Er drehte sich noch in der Luft und zwang den anderen somit, diese Bewegung mitzumachen. Suko hatte Erfolg. Der Kerl mit der Eisenmaske kippte um. Er landete ebenso am Boden wie der Chinese, nur eben mit einer harten Klammer aus zwei Beinen um den Hals.

Und Suko ließ nicht los. Er setzte seine Kampfsportkenntnisse ein, rollte sich herum, die Klammer blieb, so dass auch der Mann mit der Eisenmaske um seine eigene Achse gewirbelt wurde.

Zum erstenmal zeigte auch er eine Reaktion. Unter seiner Maske klangen die Schreie dumpf und röchelnd, aber Suko drehte weiter und kümmerte sich auch nicht um das Gekreische der alten Senora, während Bill sich aus der Dunkelheit löste und mit vorsichtigen Schritten der Stätte des Kampfes entgegenging.

Sukos Beine glichen einer Zange. Drei Drehungen hatte er hinter sich gebracht, als er plötzlich stoppte, die Beine vom Hals des anderen löste und aufsprang.

Der Maskenmann bekam die veränderte Lage so schnell gar nicht mit. Suko stand bereits, als sein Gegner noch immer lag. Das nutzte der Inspektor aus.

Mit einem Sprung hatte er den anderen erreicht und trat mit dem rechten Fuß auf dessen Handgelenk. Der Schmerz wühlte sich hoch bis in die Schulter, und der Maskenmann war gezwungen, den Griff des Schwertes loszulassen.

Suko hob die Waffe auf und schleuderte sie in die Dunkelheit hinein. Was zu erledigen war, das schaffte er auch ohne Hilfsmittel. Unter die Achselhöhlen schob er seine Hände und riss den Kerl in die Höhe, der auf schwankenden Beinen stand und schwer nach Luft schnappte, was selbst unter der Maske zu hören war.

Die wollte Suko haben. Beide Handflächen klemmte er rechts und links gegen das Metall, drückte kraftvoll zu und zog den Helm dann mit zwei ruckartigen Bewegungen in die Höhe.

Er hätte nicht gedacht, dass die Maske so fest sitzen würde. Vielleicht hätte man sie auch zuvor an irgendeiner Seite öffnen müssen, darüber dachte der Inspektor jetzt nicht nach, weil Eile geboten war. Und er schaffte es beim dritten Versuch, die Maske vom Gesicht des Mannes zu reißen, dessen Schrei nun freie Bahn bekam und durch die Höhle gellte, während der Mann selbst zurücktaumelte.

Er geriet in den Leuchtkreis der Fackeln, und Suko konnte erkennen,

dass aus zahlreichen Schürfwunden in seinem Gesicht Blut quoll. Die Eisenmaske hatte einfach zu fest auf seinem Kopf gesessen. Seine Schau war gelaufen, und auch eine andere stellte fest, dass ihr kaum noch Chancen blieben. Ihr Plan war gescheitert, sie wollte nur noch einen sicheren Rückzug hinlegen, um aus einer sicheren Deckung heraus es noch einmal zu versuchen.

Die Marquez bewegte sich vorsichtig aus dem Lichtkreis der Fackeln. Schritt für Schritt tauchte sie ein in die Finsternis, ließ das im Stich, was ihr einst lieb und teuer gewesen war. Sie dachte nur an sich. Suko war mit dem Maskenträger beschäftigt, er konnte nicht auf die Frau achten, aber es gab noch Bill Conolly, der genau mitbekam, was die Senora vorhatte.

Ein heimlich wirkendes Lächeln zuckte um seine Lippen, als er sich wieder in die Finsternis zurückzog und dort einen so großen Bogen schlug, dass er sich hinter der flüchtenden Frau aufhalten konnte, vorausgesetzt, sie behielt ihre Richtung bei. Das tat sie vorerst. Behutsam setzte sie die Schritte. Bei jeder Bewegung starrte sie nach vorn.

Als sie den Dunstkreis des Fackellichts verlassen hatte, atmete sie zum erstenmal auf, um einen Moment später fast zu Eis zu werden, denn sie hatte die harte Hand gespürt, deren fünf Finger von hinten her ihren Nacken umklammerten. Es war Bills Hand!

»Okay, es reicht, Senora!«

Die Spanierin holte tief Luft. »Sie sind es!«

»Ja, ich.« Bill lachte leise. »Hatten Sie mich tatsächlich vergessen, meine Teure?«

»Ja, nein, ich...«

»Gehen Sie vor.« Bill ließ die Frau nicht los. Um seine Aufforderung zu unterstreichen, verstärkte er den Druck seiner Hand noch, und der Marquez blieb nichts anderes übrig, als seinem Befehl Folge zu leisten. Einen Kommentar gab sie nicht mehr ab. Sie kam

dem Reporter vor wie eine Geschlagene, denn ihr Gang wurde schleppend, und es war zu merken, dass sie seelisch zusammensackte.

Bill schaute an ihr vorbei und erkannte, dass sich sein Freund Suko um den Maskenträger kümmerte, während der Zwerg noch immer auf dem Boden lag und jammerte. Ihn schien es härter erwischt zu haben, als es ausgesehen hatte.

Auch der Maskenträger hatte sich hingesetzt. Bei jeder Bewegung klirrten die Ketten seines Hemdes. Wie der Verwachsene sollte auch er ein Überbleibsel aus einer schlimmen Zeit sein. Der Henker und der Narr. Wie oft hatten beide zusammengehört?

Die Hände des Mannes waren breit und flach. Bauernhände, gezeichnet von der Feldarbeit. Umständlich wischte er sich das Blut aus dem Gesicht. Die Fackeln gaben Rauch ab, der träge über den Schauplatz des Geschehens schwabte.

Als Bill die Frau vor Suko losließ, begann sie wieder zu schimpfen. »Los, ihr Bastardos, tötet mich! Was soll ich noch leben? Es ist alles vorbei! Umsonst...«

»Seien Sie froh, dass es keine Tote gegeben hat!« fuhr ihr Bill in die Parade.

Sie lachte nur und legte den Kopf in den Nacken. »Froh soll ich sein? Nein, ich bin nicht froh. Ich wäre lieber tot, denn jetzt habe ich das Jenseits verraten, und seine Strafe wird fürchterlich sein. Ich werde all die Qualen erleiden, die meine Vorfahren den Unschuldigen angetan haben. Versteht ihr?«

»Nicht ganz«, gab Bill zu. »Ich habe das Gefühl, dass Sie persönlich mit dem Jenseits in einer Art von Hassliebe verbunden sind!«

Die Frau schüttelte sich. »Wie meinst du das?«

»Sie wollen hin und haben gleichzeitig Angst, dass es sie holt. Sie schicken ihm Opfer zu, um eine alte Schuld zu begleichen, die sich

Ihre Vorfahren aufgeladen haben. Aber irgendwann einmal ist Schluss. Da können auch Sie nicht mehr weiter. Verstehen Sie? Alles hat einmal ein Ende!«

»Für mich jetzt schon.«

»Nein!« widersprach Suko haft »Jetzt beginnt der Fall erst. Wir werden das, was Sie als Jenseits oder das andere Ufer der Nacht bezeichnen, genauer untersuchen.«

»Wie denn?« kreischte sie.

»Wir fahren hin!«

»Mit einem Auto vielleicht, einem...«

»Man kann auch zu Fuß gehen.«

Da senkte sie den Kopf und schüttelte ihn. Das graue glatte Haar geriet durcheinander. »Macht euch keine falschen Vorstellungen! Ihr könnt es nicht besiegen. Es ist die Zone zwischen den Welten, die einfach ihre Stärke hat.«

»Aber es sind Menschen zurückgekommen, nicht wahr?«

»Ja, das sind sie.«

»Und?«

Sie schaute beide Männer bei ihrer Antwort an. »Aber wie sahen sie aus? Schrecklich, furchtbar, grauenhaft. Sie müssen Unbeschreibliches gesehen haben. Man hat ihnen einen Einblick in das Totenreich gegeben. Ich selbst habe es von den Sterbenden gehört. Sie haben mir verraten, dass sie im Jenseits waren, in einer Vorhölle, wo das nackte Grauen regiert. Das übersteht kein Mensch, das kann er nicht überstehen, tut mir leid, euch das sagen zu müssen!«

»Wir sind anderer Meinung«, erklärte Suko, »und wir haben unsere Gründe. Nicht von ungefähr sind wir hier erschienen, denn wir gehören zu den Menschen, die sich beruflich mit diesen Dingen auseinandersetzen. Wir haben gegen Geister, Gespenster und Dämonen gekämpft und auch Blicke in Zwischenreiche werfen

können, die von Ihnen als Jenseits bezeichnet würden. Das Totenreich ist woanders, ganz woanders. Es gibt namhafte Wissenschaftler, die sich mittlerweile damit beschäftigt haben und durch Aussagen klinisch Toter etwas davon erfuhren, wie es auf der anderen Seite zugehen kann. Ein winziger Schleier des Geheimnisses ist bisher gelüftet worden, aber nur ein sehr, sehr kleiner, mehr auch nicht. Deshalb werden wir jetzt gemeinsam dorthin gehen, wo unser Freund John Sinclair verschollen ist. Haben Sie verstanden?«

»Ja, ich habe verstanden«, erwiderte die Frau mit einer Stimme, die auch einem Roboter hätte gehören können. »Ich habe genau verstanden, aber es wäre Selbstmord, wenn ich mit euch gehen würde. Ich würde mich ihnen ausliefern. Lasst mich hier!«

»Nie!« Sie ging einen Schritt zurück, und es sah so aus, als wollte sie fliehen.

Deshalb reagierte Bill Conolly schnell und sicher. Er legte der Frau eine Hand auf die Schulter und schaute sie hart an. »Keine Chance, Senora, wirklich nicht.«

Sie beugte sich vor. »Früher haben Frauen oder Männer, die keinen Ausweg mehr sahen, Selbstmord begangen. Ich hätte mir eine Giftnadel einstecken sollen, das wäre besser gewesen.«

»Solange man lebt, sollte man die Hoffnung nie aufgeben«, sagte der Inspektor.

»Was ist das für ein Leben?«

»Ein schlechtes Leben ist besser als ein gutes Sterben!« Mit dieser Bemerkung war für Suko die Sache erledigt. Er drehte ab, ging auf den Maskenträger zu und schlug ihm blitzschnell die Handkante so dosiert gegen den Hals, dass der Mann bewusstlos wurde. »Sorry«, entschuldigte sich Suko. »Aber es musste sein.«

»Und der Zwerg?« fragte Bill.

Dieser hatte die Frage vernommen. »Nein!« jammerte er. »Bleibt da, geht weg. Ich bin fertig, ich kann mich nicht mehr bewegen. Ich

glaube, ich bin gelähmt.«

»Soll ich nachschauen, Suko?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Wir wollen nicht noch mehr Zeit verlieren. Lass uns endlich verschwinden!«

Und so machten sie sich auf den Weg. Zwei Männer und eine Frau, die nun spürte, wie einsam und allein man im Leben sein kann...

Das Jenseits hielt mich fest!

Senora Marquez hätte sicherlich einen zweiten Namen dafür benutzt, aber war es wirklich das andere Ufer der Nacht, das mich gefangen hielt? Schwer zu sagen, es war auch nichts zu sehen, denn die Finsternis hielt mich so umklammert, als hätte sie 1000 Hände und Arme. Ich hatte das Gefühl, als wäre die Dunkelheit zum Greifen nahe. So etwas gab es. Dieses Phänomen besaß sogar einen Namen, obwohl er äonenlang nur unter dem Begriff der Namenlose existiert hatte. Ich wusste es inzwischen besser, denn es war der Spuk. Eine amorphe Masse. Finster, dunkel, ohne einen einzigen Streifen Licht. So kam ich mir vor. Gefangen in der Wolke, in der der Spuk sich hin und wieder zeigte.

Sollte er es sein, der dieses andere Ufer der Nacht bildete, von dem die Marquez annahm, dass es sich um das Jenseits handelte? Eigentlich hatte ich den Spuk hier nicht vermutet, aber seit wann konnte man dämonischen Aktivitäten schon mit reiner Logik begegnen? Bisher hatte ich so etwas noch nicht erlebt.

Ich konnte atmen. Das wunderte mich, demnach war die wattige Schwärze doch durchlässiger, als ich angenommen hatte. Leider war es mir nicht möglich, mich zu bewegen. Irgendwie steckte ich in diesem Schattensumpf fest und gab es auch auf, mit den Armen oder den Beinen zu rudern. Ich konzentrierte mich allein auf den Zustand, der mich praktisch umfangen hielt.

Es war gut, dass ich so gehandelt hatte, denn ich merkte sehr genau,

dass sich etwas tat, da ich nicht auf der Stelle stehen blieb, sondern geführt oder getragen wurde. Dabei besaß ich keinen Kontakt zu einem festen Untergrund, ich schwebte und wusste nicht einmal, wo mein Ziel lag. Die Dunkelheit war grenzenlos.

Ich bewegte meinen rechten Arm. Es fiel mir schwer. Etwas wollte mich hindern, so dass ich schon Kraft aufwenden musste, um die Hand auf mein Kreuz legen zu können.

Nichts hatte sich bei ihm verändert. Keine Wärme durchfloss das Silber, es fühlte sich so glatt und kühl an wie immer. In gewissen Situationen muss man einfach Fatalist sein, so auch hier. Irgendwann und irgendwo würde es schon für mich ein Ziel geben.

Auch für das Mädchen? Viviana war vor mir verschwunden. Ich hatte sie nicht mehr entdecken können und hoffte nur, dass sie den gleichen Weg durch die Finsternis nahm wie ich. Vielleicht trafen wir uns irgendwo im Nirgendwo.

Im Laufe der Zeit hatte ich es auch gelernt, nach innen zu lauschen. Manchmal besitzen Dämonen oder Geister die Angewohnheit, sich gedanklich mit Menschen in Verbindung zu setzen. Auch das war mir schon passiert. Sollte dies auch hier geschehen?

Die Lage änderte sich. Wieviel Zeit inzwischen vergangen war, konnte ich nicht sagen. In Dimensionen wie diesen gab es diesen Begriff nicht, aber die Finsternis lockerte sich auf. Zu vergleichen mit einem Wetterumschwung, bei dem die Sonne die graue Wolkenbank vertreibt. Hier war es ähnlich. Die schwarzen Schatten zogen sich zurück. Sie ließen Licht durch, so dass breite Flecken entstanden, die mich an weite, zitternde Wände erinnerten.

Die Helligkeit tat gut. Nur sah ich die Lichtquelle nicht. Sie musste irgendwo dahinter oder in einer noch anderen Dimension liegen. Jedenfalls wurde ich immer gespannter.

Und das Grau blieb auch nicht. Es veränderte sich weiter. Aus seiner für mich nicht messbaren Tiefe schob sich etwas hervor, das

zunächst wie nasse Flecken wirkte, wenig später aber Konturen annahm, so dass ich einzelne Gesichter erkannte.

Mich überfiel wieder die Erinnerung. Hatte ich nicht noch auf der Barke ein Gesicht entdeckt, dessen Umrisse sich in der angeblichen Wand spiegelten? Hier sah ich das Gesicht wieder.

Und nicht nur eines. Mehrere schoben sich aus dem Hintergrund heran. Es waren keine dämonischen Fratzen, wie ich sie eigentlich erwartet hätte, sondern normale Menschengesichter, die, so verschieden sie auch aussahen, eines jedoch gemeinsam hatten.

Der gequälte Ausdruck in ihren Zügen. Er sprach Bände. Ich konnte die Angst und die Furcht dort wie in einem aufgeschlagenen Buch ablesen. Es war für mich ein fürchterliches Bild, denn die Gesichter ragten schräg aus den grauen Wänden, die mich an einen dicken Nebel erinnerten. Sie schwebten näher. Deutlich konnte ich Einzelheiten erkennen. Es gab kein Gesicht, das noch normal gewesen wäre. Auf irgendeine Art und Weise waren sie allesamt gezeichnet worden.

Wunden, Striemen, aufgerissene Haut, das alles sah ich. Eine Frau hatte schwarz verbrannte Haare. Schlimm...

Allmählich hatte ich meinen ersten Schock überwunden und konnte wieder normal denken. Ich dachte über die Gesichter und deren Herkunft nach. Menschen waren es nicht mehr, auch wenn sie ihr menschliches Aussehen beibehalten hatten. Man konnte sie als feinstofflich bezeichnen, und mit diesem Begriff überschrieb man auch den Namen für Geister oder gespensterhafte Wesen.

Diese Menschen, die ja einmal normal gelebt hatten, waren gestorben. Und sie hatten ihr Aussehen nicht verändert. Aber auf welch grauenhafte Weise hatte man sie getötet! Musste die Familie Marquez nicht Buße tun, um den grauvollen Sünden ihrer Ahnen Abbitte zu leisten!

So sah es aus, und ich rechnete damit, dass diese Gesichter die

Geister der Menschen waren, die durch die Folterhände der Inquisition und der Familie Marquez umgekommen waren.

Hier in einem Zwischenreich hatten sie sich versammelt und warteten auf diejenigen Personen, die ihnen die Nachkommen der Inquisitionssherren schickten, damit die Buße weiterlief.

Wenn das tatsächlich stimmte, mussten die feinstofflichen Wesen auch von mir annehmen, dass ich ebenfalls zu der Familie gehörte, und so würden sie sich entsprechend an mir rächen.

Leider hatte mir der Sterbende nicht verraten können, welches Leid er hatte durchmachen müssen. Es musste furchtbar gewesen sein. Allein vom Anblick dieser Gesichter starb man nicht. Bestimmt gab es da noch etwas anderes, das einen Menschen zuerst in den Wahnsinn und anschließend in den Tod treiben konnte. Ich gehörte nicht zur Familie. Dafür das Mädchen Viviana!

Etwas umklammerte mein Herz, als ich an sie dachte. Wenn die Geister mich entdeckt hatten, war es nur mehr eine logische Folge, dass auch Viviana ihnen nicht verborgen blieb. Und sie besaß nicht die Nerven wie ich.

Gern hätte ich eine Spur von ihr aufgenommen, aber ich schwebte ebenso im Nichts wie die mich umgebenden geisterhaften Gestalten. Sie zogen den Kreis enger. Die Pein ausstrahlenden Gesichter drang auf mich ein. Sie wurden größer, als wollten sie mir jedes Detail zeigen, an dem sie in ihren normalen Leben so gelitten hatten. Obwohl ich nicht körperlich angegriffen wurde, war es einfach furchtbar für mich. Allein das Gefühl zu beschreiben, das mich durchtoste, fällt mir ungemein schwer.

Jeder Blick lastete auf mir wie eine furchtbare Anklage, als würden alle mich dafür verantwortlich machen wollen, was ihnen in ihrem normalen Leben an Schrecken, Marter und Pein widerfahren war. Sie präsentierten mir ihre Wunden in einer stummen, gespenstischen Geschlossenheit, und die eine Frau mit den verbrannten Haaren

machte mir besonders zu schaffen. Insgesamt wurde ich von sechs kreisenden Gesichtern umgeben, aber immer wenn ich das Gesicht der Frau sah, wurde mir klar, dass sie wieder eine Runde beendet hatten.

Wohin sollte es führen?

Zu einem Psycho-Terror? Eine nicht ausgesprochene Anklage, die sich gedanklich in meinem Hirn festsetzte und darin eine regelrechte Marter erzeugte.

Der Anblick der Gesichter sollte bei mir ein schlechtes Gewissen erzeugen, das so tief in mich drang, bis es zu einer regelrechten Qual wurde, die der, die diese Geister als Menschen einmal mitgemacht hatten, in nichts nachstand. Sie kreisten langsam um mich herum, saßen mit ihren kurzen, stumpf wirkenden Hälsen auf den Nebelwolken, aus denen plötzlich Hände erschienen, die zu ihnen gehörten. Lange, bleiche Finger, Totenklaue, vor denen ich zurückzuckte, die aber nicht nach mir griffen, sondern etwas anderes vorhatten. Sie wiesen auf ihre schrecklichen und entstellenden Wunden. Einmal auf den offenen Mund, in dem sich keine Zunge mehr befand, dann auf Wangen mit daumentiefe Rissen, auf leere Augenhöhlen, für die die Folterknechte der Inquisition verantwortlich waren. Die Frau präsentierte ihre verbrannten Haare.

Furchtbare Bilder peinigten mein Gewissen, so daß ich in eine Art von Apathie verfiel. Ein Gefühl der Scham stieg in mir hoch. Ja, ich schämte mich für meine Artgenossen, die sich Menschen nannten, auch wenn sie vor einigen Jahrhunderten gelebt hatten.

Sprechen konnten sie nicht. Und doch verstand ich, was sie sagen wollten, denn sie nahmen auf telepathischem Wege mit mir Kontakt auf. Ich hörte ihre Stimmen in meinem Hirn als ein wirres Brausen. Worte waren nur selten zu verstehen.

»Büßen, du wirst das zu büßen haben, was uns deine Vorfahren angetan haben. Sie folterten uns, sie mordeten, sie dachten, wir

wären tot, aber das Jenseits wollte uns nicht. Es verbannte uns in diese Dimension, weil es mit der Familie Marquez und deren Nachkommen etwas anderes vorhatte. Alle sollen büßen, die zu dieser Familie gehören, und zwar so lange, bis es keinen mehr aus diesem Geschlecht gibt. Wir haben mit den Menschen Kontakt aufgenommen, wir haben die Anführerin der Sippe gezwungen, uns Menschen in dieses Reich zu schicken, damit sie einen Teil ihrer Buße erledigen kann. Immer wieder gab es Töchter, die Nachwuchs gebaren, die...«

Jetzt meldete ich mich, denn ich wollte und musste diesen Wesen mitteilen, dass sie sich auf dem Holzweg befanden. »Nein, ihr irrt!« rief ich laut. »Ich gehöre nicht zu dieser Familie...«

»Das ist uns egal geworden. Alle, die mit ihr zu tun haben müssen büßen, auch du.«

»Ich habe das Kreuz!«

»Das hatten sie auch...«

Es war zum Verrückt werden. Gegen diese Logik der Geister kam ich einfach nicht an. Ihre Rache würde so lange weitergehen, bis keiner aus der langen Stamm-oder Ahnenreihe der Marquez mehr vorhanden war. Und das konnte Jahrhunderte dauern. Also wurde auch ich weiterhin in diesen furchtbaren Kreislauf mit eingeschlossen.

Doch ich wollte nicht! Ich war gekommen, um diesen Kreislauf aufzubrechen. Da man mich körperlich nicht attackiert hatte und es in naher Zukunft auch nicht aussah, als würde sich dies ändern, stimmte ich mich gegen ihre Gedankenwelt an.

»Nein!« schrie ich ihnen entgegen. »Nicht mit mir!«

»Doch, auch...«

Ich hob beide Hände. Jetzt wollte ich es versuchen. Die Schatten waren verschwunden, sie hinderten mich nicht mehr, und ich stieß beide Fäuste vor. Dabei zielte ich genau auf das Gesicht der

stoppelhaarigen Frau. Es tauchte nicht zur Seite, auch nicht, als meine Hand es berührte. Nein, es gab keinen Kontakt, ich fasste hindurch und hatte zum erstenmal den Kreis durchbrochen.

Diese Tatsache sorgte bei mir für einen Stimmungsumschwung. Zwar blieben die Depressionen nach wie vor, ein schlechtes Gewissen lässt sich nicht so einfach abstellen, aber mir ging es nach diesem Erfolg wesentlich besser. Ich hatte feststellen können, dass die in diesem Reich herrschenden Geister auch nicht allmächtig waren.

Und ich schwebte zwischen ihnen.

Ein Mensch, der seinen vollen Körper besaß, nicht feinstofflich war, konnte sich in diesem Reigen bewegen, als würde er einer der ihren sein. Es war ein herrliches Gefühl, das ich genoss, denn ich bewegte mich weiter wie ein Schwimmer, da auch ich mich praktisch mit den Beinen abstoßen musste, um Distanzen zurücklegen zu können. Mich umgab die graue, geisterhafte Nebelwelt, in der alles so anders war. So leicht, so tragend und auch auf irgendeine Art und Weise beschützend. Ich fühlte mich sicher.

Genau bis zu dem Augenblick, als sich mein Blick klärte und ich in die Ferne schauen konnte.

Wie weit das Bild von mir weg war, konnte ich nicht sagen, aber ich erkannte Einzelheiten und sollte miterleben, was mit der Person geschah, die zur Familie Marquez gehörte.

Es war furchtbar...

Senora Marquez hatte gebettelt, geflucht und gefleht. Es hatte ihr alles nichts geholfen. Suko und Bill waren hart geblieben, sie mussten hart bleiben, denn nur über diese Frau, die sich in der Tiefe auskannte, konnten sie einen Erfolg erringen. Sie wusste, wo der unterirdische Fluss hinführte und mündete, also musste ihr auch bekannt sein, wo sich John Sinclair befand.

Sie hatten den Fluss nicht überquert, aber zwei Fackeln mitgenommen, deren Licht sie begleitete, und so schritten die drei Gestalten am linken Flussufer entlang, hatten oft genug Mühe mit dem Weg, weil sie über große, herumliegende Steine klettern mussten und dabei auf den glitschigen Flächen nicht ausrutschen durften.

Des öfteren riskierten sie einen Blick hinüber ans andere Ufer. Viel gab es dort nicht zu sehen. Eine finstere Felswand, undurchlässig, gewachsen oder gebaut für alle Zeiten. Manchmal ließen Felsen aufeinander zu. Dann verengte sich der Flusslauf, die Strömung nahm an Geschwindigkeit zu und mit hellen Schaumwirbeln gischte sie über aus dem Wasser ragende Felsstücke.

Zum Glück gab es an der Flussseite, an der die drei gingen, immer einen schmalen Pfad, was man vom anderen Ufer nicht behaupten konnte. Da fiel die Wand oft genug senkrecht zum schäumenden Wasser hinab. Natürlich hatten es die beiden Männer eilig. Aber sie mussten auch Rücksicht auf die schon ältere Frau nehmen, die verständlicherweise nicht so schnell laufen konnte.

Suko und Bill hielten die Fackeln hoch, um ein möglichst großes Umfeld erhellen zu können. Manchmal strich der Schein über Wände und schickte auch einen Hauch gegen die Decke, dann wieder, wenn der Stollen enger wurde, konnten sich auch die Decke nicht mehr erkennen. Eine regelrechte Gebirgslandschaft breitete sich vor ihnen aus, durch die der Fluss schoss und sie bei jedem Schritt begleitete. Zwischendurch blieben sie auch stehen und erkundigten sich bei der Senora, wie weit es noch war. Sie hob jedesmal die Schultern und gab orakelhafte Antworten.

»Was ist schon Zeit in einer Welt wie dieser? Der Totenfluss schäumte durch sein Bett, bis er das Jenseits erreicht hat. Wir werden sehen es sehen, das verspreche ich euch.«

Bill war da skeptischer. Er traute dieser Person nicht so recht. Aber was hatte sie noch zu verlieren? Eigentlich nichts mehr. Sie

konnte nur dafür Sorge tragen, dass ihre Tochter und John Sinclair lebend aus dieser Gefahr herausgeholt wurden.

Beiden Männern war aufgefallen, dass die Strömung sich abgeschwächt hatte. Zwar schäumten noch immer helle Streifen auf der Oberfläche, aber das Wasser floss längst nicht mehr so schnell dahin, es gab weniger Strudel und Kreisel, und an Breite hatte der Fluss zugenommen. Manchmal konnten sie die Finsternis des gegenüberliegenden Ufers nicht mehr erkennen.

Sie brauchten auch nicht mehr über große Steine zu klettern und waren der alten Dame nicht mehr beim Gehen behilflich.

Plötzlich blieb die Senora stehen. Zuerst blickte sie die Männer an, dann strich sie über ihr feuchtes Gesicht und behielt beide Hände so gegen ihre Wangen gepresst, dass nur die dunklen Augen zu sehen waren, in deren Pupillen sich der Fackelschein widerspiegelte.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte sie.

»Müssen wir rüber?« fragte Bill.

Sie hob die Schultern. »Noch nicht, aber ich fühle es.« Sie deutete schräg über den Fluss. »Meine Angst bedrängt mich hart. Sie steckt einfach in mir. Sie hält mich gefangen.«

»Keine Sorge, wir helfen Ihnen.«

Da begann sie zu lachen. »Helfen«, wiederholte sie. »Es ist Unsinn, mir kann niemand helfen. Es geht nicht, ich...«

»Gehen Sie weiter.«

Sie blieb stehen. »Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen? Jetzt haben wir Zeit...« Suko sprach sie an. »Haben Sie tatsächlich vor, ihre Tochter zu opfern, Senora Marquez?«

»Nein!«

»Dann gehen Sie weiter.«

»Aber gegen das Jenseits kommen wir nicht an. Seine Kräfte sind viel zu stark. In ihm vereinigt sich alles, von dem wir nur träumen können. Es kann für uns Menschen Fluch und Segen sein. Für meine

Familie ist es ein Fluch, glauben Sie mir.«

Suko versuchte es mit einem Sprichwort. »Nur wer die Angst überwindet, kann siegen«, erklärte er.

»Das sagen Sie so...«

»Bitte, Senora tun Sie sich und uns den Gefallen und gehen Sie.« Auch Bill drängte jetzt.

Die Frau nickte, weil ihr nichts anderes übrig blieb. Noch langsamer als zuvor schritt sie weiter, den Kopf hielt sie dabei gesenkt, ihre Blicke waren auf die Füße gerichtet, als könnte sie dort etwas ungemein Interessantes sehen.

Suko leuchtete über den Fluss. Er wollte sehen, wie die Strömung verlief, denn sie mussten schließlich auf die andere Seite, und das würde nicht einfach sein. Sie war nicht so stark, wie er befürchtet hatte. Jedenfalls glaubte er nicht daran, dass sie ihnen die Beine wegreißen würde, wenn sie sich einmal im Wasser befanden.

An einer Krümmung stoppte die Frau ihre Schritte. Hinter ihnen befand sich die gewaltige Wand, vor ihren Füßen gurgelte das Wasser, und gegenüber sahen sie die Finsternis wie eine gewaltige Wand liegen, die alles verschlingen wollte.

»Da ist es!«

Drei Worte sprach die Frau, aber sie erfassten die Lage genau. Und den Beweis konnten die Ankömmlinge auch erkennen, denn am anderen Ufer lag die Knochenbarke. Sie hatte sich mit ihrem Bug auf den schmalen Uferstreifen geschoben und stand dort so fest, dass auch heranrollende Wellen sie nicht mehr wegtragen konnten. Bill schätzte die Breite ab und sprach mit Suko darüber. »Das müsste für uns drei zu schaffen sein.«

»Ich will nicht hinüber!«

Es war klar, dass die Senora dies sagen würde. Weder Bill noch Suko waren damit einverstanden.

»Sie müssen mit«, erklärte der Reporter. »Sie sind unsere einzige

Chance!«

»Wieso? Ich...«

»Bitte, Senora, denken Sie nach! Überlegen Sie genau. Sie haben immer direkt damit zu tun gehabt. Ihre Familie ist der Schlüssel zu allem. Sehen Sie das einmal so.«

»Es ist gut«, flüsterte sie und nickte. »Es ist schon gut, ich werde mit Ihnen gehen.«

»Danke.«

Suko beschäftigte sich schon mit den praktischen Gegebenheiten. »Die Strömung ist zum Glück nicht so stark, dass sie uns die Beine wegreißen würde. Wir kommen schon hin.«

»Auch ich?«

Der Inspektor lächelte die Spanierin an. »Auch Sie, Senora. Davon bin ich überzeugt.«

Suko überreichte Bill die Fackel. Gesprochen wurde nicht mehr. Die beiden Männer brauchten keine Worte zu sagen, sie wussten, was sie zu tun hatten. Ein spitzer Schrei der Überraschung verließ den Mund der Frau, als Suko zufasste und sie in die Höhe hob. Damit hatte sie nicht gerechnet. Der Chinese lächelte ihr beruhigend zu, als er sie auf den Armen liegen hatte. »Keine Panik, wir beide werden es schon schaffen. Sie jedenfalls kommen trockenen Fußes an das andere Ufer.«

»Das... das hoffe ich...«

Der Chinese stieg als erster in die Fluten, während Bill Conolly die beiden Fackeln hielt und leuchtete. Der Schein fiel wie ein roter Teppich über die Wellen und gab ihnen ein geisterhaftes Aussehen. Über Klippen oder aus dem Wasser ragende Felsen brauchten sie nicht zu steigen. Suko spürte auch wenig Steine auf dem Grund, er bekam einen relativ guten Halt, und auch die von der rechten Seite gegen ihn drückende Strömung schaffte es nicht, ihn von den Beinen zu reißen. Wie ein Kind lag die Frau in Sukos starken Armen. Er

würde sie bis an das andere Ufer tragen. Sie zitterte. Ihr Griff um Sukos Schultern wurde zu einer Klammer. Die Frau verspürte eine große Furcht. Verständlich, auch Suko hätte diese Angst gehabt, wäre seine Familie von einem so starken Fluch getroffen worden.

Das Wasser war zwar nicht tief, dafür jedoch eiskalt. Diese Kälte biss durch die Kleidung und die Haut des Inspektors. Die Wellen umspülten seinen Gürtel, als er sich in der Mitte des Flusses befand, aber das Wasser stieg zum Glück nicht höher. Die Strömung schien unzählige Hände zu haben.

Allmählich wurde die Frau auch für Suko schwer. Sein Gang war schwankend geworden. Das bemerkte auch Bill, der hinter ihm ging und die Fackeln in die Höhe hielt. »Schaffst du es?« fragte er laut.

»Ich denke schon.«

Der Chinese schaffte es tatsächlich! Er freute sich, als er in seichtes Wasser gelangte. Es schäumte nur noch um die Beine. Die nächsten Schritte brachten ihn an das andere Ufer, wo er die Frau neben der mit dem Bug auf dem Trockenen stehenden Totenbarke hinstellte. Tief atmete er durch.

Auch Bill kam herbei. Er fand zwischen den Steinen Lücken, in die er die Fackeln klemmte. Dann drehte er sich um.

Beiden klebte die Kleidung am Körper. Nur die Oberkörper waren einigermaßen trocken. »Ist es hier tatsächlich?« fragte der Reporter, als er auf die Senora zuschritt.

Sie nickte. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich verändert Angst spiegelte sich in ihm, es wirkte stumpf und sah selbst im Licht der Fackeln grau aus.

»Wo könnten sie sein?«

Die Frau deutete nach vom. Ihr ausgestreckter Zeigefinger zitterte dabei. Bill lachte leise. »Da?«

»Ja.«

»Aber da sind Felsen. Ich sehe keine Lücken, weder Tunnels noch

Stollen oder andere Eingänge.«

»Es sind keine Felsen.«

»Sondern?«

»Wir befinden uns am anderen Ufer der Nacht. Vor uns liegt eine schreckliche Welt. Hier ist die Grenze zum Jenseits, wenn Sie verstehen!«

»Bisher noch nicht.«

»Wir haben noch eine Chance«, begann sie. »Bitte.«

»Lassen Sie uns umkehren!«

Damit waren weder Bill noch Suko einverstanden. Ihr entscheidendes Nein deutete darauf hin. Und Bill sagte der Frau noch einmal mit aller Deutlichkeit, dass er nicht an das Jenseits in dieser Form glaubte. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Sie werden den Beweis bald bekommen.«

»Das hoffe ich doch.« Der Reporter nickte. Er hatte damit auch das Zeichen für Suko gegeben, der ebenfalls nicht mehr länger warten wollte und auf eine Entscheidung drängte. »Wir gehen.«

Im gleichen Augenblick geschah etwas anderes. Es begann mit der Senora, die sich plötzlich drehte, dann in die Knie sank und mit dem Kopf schüttelte. Dabei verzog sich ihr Gesicht schmerzgepeinigt, und sie ballte die Hände zu Fäusten.

»Was haben Sie?« fragte Bill besorgt.

»Die Stimmen«, flüsterte die Frau. »Ich hörte die Stimmen. Sie sind da, sie haben mich gerufen!«

Bill und Suko schauten sich um. »Welche Stimmen? Wir hören keine.«

»Aber ich.« Das Gesicht der Frau nahm einen noch gequälteren Ausdruck an. »Ich höre sie genau, sie rufen mich. Sie wollen, dass ich zu ihnen komme. Sie haben auf mich gewartet. Ich bin eine Marquez. Die Geister warten auf uns, wir haben zu büßen...«

»Und jetzt?«

»Kann ich nicht mehr zurück«, ächzte die Spanierin. »Mein Leben ist vorbei. Ich existiere noch, bin aber bereits tot.«

Die Männer glaubten ihr. »Kennen Sie die Stimmen?« fragte Suko.
»Ist es Ihre Tochter, die ruft?«

»Ja.«

»Was sagt sie? Wo befindet sie sich?«

»Im Jenseits. Aber es ist groß, zu groß. Man verliert den Überblick. Die anderen haben sie geholt. Sie soll leiden. Sie soll für mich leiden. Nein, das nicht!«

Plötzlich schüttelte die Frau den Kopf. Irgendwie machte sie plötzlich einen entschlossenen Eindruck, als hätte sie sich zu etwas durchgerungen, von dem sie zuvor nichts gehalten hatte. Ihre Begleiter wussten, dass es schwierig werden würde. Aber sie hatten nicht mit dieser plötzlichen Reaktion der Frau gerechnet. Als hätte ihr jemand einen Stoß gegeben, so plötzlich rannte sie vor und lief genau auf die schwarze Wand zu.

Es sah so aus, als würde sie dagegen prallen, das trat nicht ein, denn auf einmal war sie nicht mehr zu sehen. Die Wand hatte sie verschluckt. Ihre Umrisse glühten noch für einen Moment nach. Es war ein helles Flimmern, das nach wenigen Augenblicken schon verschwand. Bill Conolly stand da wie vom Donner gerührt und sagte genau das Richtige. »Das Jenseits hat sie wohl verschluckt...«

Zwei geisterhafte Wesen in langen, hellen Kutten hatten Viviana auf den Boden gelegt. Mit stramm gespannten Stricken, deren Enden sie an den Gelenken befestigt hatten, hielten sie das Mädchen fest.

Viviana befand sich in einer Lage, aus der sie sich durch eigene Kraft nicht mehr befreien konnte. Mir hatten die Geister bisher nichts getan, an dem Mädchen wollten sie sich schadlos halten, weil es zur Familie gehörte. Und diese sollte büßen.

Viviana hatte in diesem Fall bisher eine zwiespältige Rolle gehabt.

Ich war von ihr hintergangen und reingelegt worden. Andererseits hatte sie mich auch befreit. Im Nachhinein gestand ich ihr zu, dass sie nicht anders hatte handeln können, weil sie eben voll und ganz in diesem gefährlichen Kreislauf gesteckt hatte.

Ich hatte den Ring der Geister durchbrechen können und musste mich nur noch dem Mädchen nähern, was nicht einfach war, denn in dieser geisterhaften Dimension galten andere Gesetze als in der meinigen. Ich kam mir vor wie ein Weltraumfahrer in seiner Kapsel, so mühsam quälte ich mich voran.

Schleier umwallten mich. Die Schwärze hatte sich zu grauen, armartigen Nebelstreifen aufgelockert. Hin und wieder sah ich ein neues Gesicht vorbeihuschen oder eine andere Gestalt. Sie alle besaßen mehr oder weniger schwere Verletzungen, die sie mir zeigten und für die sich Menschen verantwortlich gezeigt hatten.

Menschen, die vor Hunderten von Jahren gelebt hatten und lange tot waren. Aber die Opfer existierten noch, wenn auch in einer anderen Stufe. In der feinstofflichen eben.

Viviana hatte es nicht leicht. Ihr Kopf lag im Nacken, das Gesicht war einem nicht sichtbaren Himmel zugeschlagen. Sie versuchte, sich gegen den Griff der Geister zu stemmen, es war ihr nicht möglich, hier regierten sie, und ich hörte auch ihre Stimmen, wie sie zu Viviana sprachen. Es waren flüsternde, gehauchte Worte, aber so laut, dass auch ich sie verstehen konnte.

»Du bist eine von ihnen. Wir kennen dich. Du bist die Tochter der Mutter. Dich wollten wir nicht, wir wollten sie. Deshalb wirst du sie rufen. Du befindest dich in einer Welt, die anders ist als deine. Rufe sie herbei, sie wird deine Stimme hören, sie wird ihr folgen und zu uns kommen. Sobald das geschehen ist, lassen wir dich wieder frei...«

Daran wollte ich nicht glauben. Ob Dämonen oder Geister. Ihre Versprechungen kannte ich und wusste auch, auf welch sandigem

Boden sie gebaut worden waren. Mich ließen sie kommen. Sie mussten mich schon längst gesehen haben, trotzdem unternahmen sie nichts. Ich schwang herbei. In einer Welt der Lautlosigkeit, der anderen Daseinsebene musste ich mit den Mitteln kämpfen, die mir auch normalerweise zur Verfügung standen.

Mit meinem Kreuz zum Beispiel.

Jetzt konnte ich auch ihre Gesichter erkennen. Sie waren blasse Flecken, zeigten keinerlei Spuren von Gewaltanwendung. Den Kutten nach zu urteilen, waren sie vielleicht Mönche gewesen, die man damals getötet hatte und die jetzt weiterlebten.

Ob ich schießen sollte? Ich dachte darüber nach, ob in dieser Welt eine abgeschossene Kugel einen Körper durchschlagen konnte. Das waren alles Probleme, mit denen ich mich herumzuschlagen hatte, aber wichtig war die Befreiung des Mädchens.

Sie erwartete mich. Längst hatte sie mich gesehen, und ein Schimmer der Hoffnung glitt über ihr verzerrtes Gesicht. Ich sah das Lächeln, sie wollte etwas von mir, sie vertraute auf mich, und ich griff ein. Ich fasste sie an und freute mich, sie zu spüren. Viviana war nicht tot, sie befand sich noch in einem normalen Zustand, ebenso wie ich.

»Keine Angst«, wisperte ich ihr zu. »Keine Sorge, wir werden es gemeinsam schaffen.«

Sie nickte. Ihre Arme waren nach wie vor stramm gezogen. Sie bildeten mit den Schultern eine Linie. Ich bekam das Band an der rechten Seite zu fassen, zerrte daran und schaffte es nicht, die Fesseln zu lösen. Auch an der anderen Seite erlebte ich das gleiche. Dafür bewegte sich das Mädchen. Ihr Mantel schwang an zwei verschiedenen Seiten auseinander, ich konnte auf ihren Körper schauen und sah etwas aus den Taschen ragen.

Es war ein handlicher Griff. Und er gehörte zu einer Waffe, die ich kannte. Es war die Dämonenpeitsche!

Mich interessierte es nicht, wie sie in den Besitz der jungen Spanierin gelangt war, für mich war wichtig, dass es sie gab, denn sie würde mir weiterhelfen können. Mit einem heftigen Ruck riss ich sie hervor, schlug einen Kreis, und die drei Riemen rutschten aus dem Griff. Jetzt konnte ich nur darauf hoffen, dass die Peitsche auch in dieser geisterhaften Welt ihre Kraft nicht verloren hatte. Ich holte aus und schlug zu. Die Riemen fächerten auseinander und trafen. Ein Zucken lief durch die Erscheinung. Der von mir als ehemaliger Mönch bezeichnete Geist beugte sich zurück. Er riss die Arme hoch, löste den Griff um die Fessel und kippte plötzlich nach hinten. Das war nicht alles. Plötzlich stieg dort, wo er getroffen worden war, Dampf aus der geisterhaften Gestalt. Es waren dünne Rauchfaden, die sich von der übrigen Farbe kaum abhoben, und sie flatterten träge zur Seite, bevor sie sich mit dem grauen Licht vereinigten. Mehr blieb nicht zurück.

Mir aber fiel ein Stein vom Herzen. Ich hatte tatsächlich in dieser Geisterwelt einen ersten Sieg errungen. So etwas gab Hoffnung. Den nächsten nahm ich mir vor. Auch bei ihm brauchte ich nur einmal zuzuschlagen, um ihn voll zu erwischen. Kaum war er vernichtet, als Vivianas Arme nach unten sanken, sie nach vorn fiel und mir in die Arme sank.

Engumschlungen schwiebten wir in dieser fremden Welt, ich hörte Viviana weinen, ließ ihr einige Sekunden, bevor ich sie wieder in die Realität zurückriss.

»Noch haben wir nicht gewonnen. Wir müssen davon ausgehen, dass hier jeder unser Feind ist.«

Sie drückte sich von mir weg. Fahrig wischte sie sich die Tränen aus den Augen. »Ich habe sie gehört. Sie... sie sprechen zu mir.«

»Und was wollten sie?«

»Mich, die Mutter!« Viviana starrte mich an. In ihren Augen lag ein Ausdruck des Flehens. »Sie kennen keine Gnade. Sie machen uns für

das verantwortlich, was bereits vor Jahrhunderten geschehen ist. Glauben Sie mir, wir kommen hier nicht mehr lebend raus. Es ist das Jenseits. Was es einmal besitzt, lässt es nicht mehr los.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir befinden uns nicht im Jenseits.«

»Wo dann?«

»In einer fremden Dimension.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ist egal«, erklärte ich und drehte mich um. Meiner Ansicht nach musste die Vernichtung der beiden Geister auch von den anderen bemerkt worden sein. Hinnehmen würden sie das nicht, deshalb mussten das Mädchen und ich damit rechnen, von ihnen gequält und möglicherweise auch getötet zu werden. Sie hatten als Menschen die Folter erlebt und würden sie meiner Ansicht nach an uns weitergeben.

»Haben sie sonst noch etwas gesagt?« fragte ich das Mädchen.

»Nein...«

Wie kommen wir hier wieder raus? Diese Frage stellte ich mir heimlich. Ich musste einen Weg finden. Zurück konnte ich schon, aber würden es die anderen zulassen, dass wir so ohne weiteres verschwanden? Bevor ich eine Entscheidung treffen konnte, geschah etwas anderes. Weit vor uns, jedenfalls sah es so aus, entstand ein Blitzen. Mehr ein kurzes Nachleuchten, wie ich es schon einmal gesehen hatte, als Viviana in der anderen Welt verschwand.

Sollte abermals jemand gekommen sein? Ich sah genauer hin, und auch die junge Spanierin schaute in diese Richtung.

Plötzlich klammerte sie sich an mich. Ich spürte ihren harten Griff und vernahm die stöhnend klingende Stimme, mit der sie die entscheidenden Worte sprach.

»Das ist sie. Meine Mutter...«

Weder Bill noch Suko konnte man Feigheit nachsagen. Was sie aber

da erlebt hatten, konnten sie nicht so einfach verkraften. Es war zuviel für sie gewesen. Die Frau war auf den Felsen zugegangen, hatte ihn nicht berührt und war in ihm verschwunden.

Einfach so...

Bill und Suko schauten sich an. Ein jeder erwartete von dem anderen die Erklärung, niemand war in der Lage, sie zu geben. Bis der Reporter fragte: »War das doch das Jenseits?«

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, nur das andere Ufer der Nacht, von dem gesprochen worden war.«

»Oder eine fremde Dimension.«

»Auch das.«

Bill hatte die Antwort des Inspektors noch abgewartet, bevor er sich bückte und die beiden Fackeln aufnahm. Eine reichte er Suko. Der Schein strich über ihre Gesichter, malte sie rötlich an, und Bill sagte:

»Die nehmen wir natürlich mit.«

»Einverstanden.«

Diese Antwort bewies dem Reporter, dass auch sein Freund Suko bereit war, die andere Welt zu betreten. Wohl war ihnen nicht. Sie spürten beide das Gefühl der Spannung, aber sie redeten nicht darüber. Bill Conolly dachte daran, dass fast das gesamte Geisterjäger-Team sich in einer fremden Dimension aufhielt. Wenn sie zu stark war und es keinen Rückweg mehr für sie gab, konnten die Hölle und andere finstere Mächte leicht triumphieren.

Soweit war es zum Glück noch nicht!

»Du bist bereit?« fragte Bill.

Suko nickte. »Ich mache sogar den Anfang«, erklärte er und ging den ersten Schritt.

Bill folgte ihm. Der Inspektor schritt zügig aus. Für ihn schien es nicht anderes im Leben mehr zu geben als nur diese eine Wand, die so durchlässig wie eine Nebelwolke war.

Nach dem dritten Schritt passierte es. Plötzlich löste sich der Chinese vor den Augen des Reporters auf. Seine Umrisse leuchteten noch für einen Moment nach, bevor er verschwunden war.

Jetzt zögerte der Reporter. Er spürte schon etwas von der Kraft dieser anderen Dimension. Es war kein Wind, der ihn traf, mehr ein Hauch, gleichzeitig eine Lockung und auch eine gewisse Kühle, die mit der in der Höhle vorherrschenden nicht zu vergleichen war. Er musste es tun. Und er tat es.

Auf einmal packten ihn die Kräfte. Sie zogen ihn voran. Bill hatte das Gefühl, als wäre sein Körper von allen vier Seiten umklammert worden. Etwas drängte ihn nach vorn, gegen das er nicht mehr ankam. Er überließ sich den Kräften einer anderen Dimension und klammerte sich am Griff der Fackel fest, als wäre dieser sein Rettungsanker...

Wieviel an Zeit seit dem Eintritt der Senora Marquez in diese Dimension vergangen war, wusste ich nicht zu sagen. Mir war nur klar geworden, dass sich an den inneren Verhältnissen einiges verändert hatte, denn nun hatte die andere Seite erreicht, was sie wollte. Sie, auf die es ankam, war da! Senora Marquez!

Jetzt hatten die Geister ihren neuen Feind, auf den sie die Schuld der Ahnherren aus der Vergangenheit abluden.

Aus der Stimmung innerhalb dieser Welt war eine andere geworden. Es gab keine Stille mehr, keine Ruhe, denn die Umgebung wurde von einem gewaltigen Brausen erfüllt. Die Stimmen der Geister. All die Geknechteten aus den schlimmen Jahren der Inquisition hatten sich versammelt. Sie verließen die verstecktesten Winkel dieser Welt, um sich an der Person zu rächen, die sie so lange erwartet hatten. Wir sahen sie als huschende, schwebende, fliegende Gestalten, die sich gelöst hatten und nur ein Ziel kannten. Dicht schwebten sie an uns vorbei. Manchmal spürten wir ihren

Hauch, wenn sie uns fast berührten. Dann glitten sie wieder hinein in die Tiefe der Dimension. Auf den meisten von der damaligen Folter gezeichneten schemenhaften Gesichtern erkannte ich den Triumph und das Wissen, es endlich geschafft zu haben.

Die Senora war der Mittelpunkt!

Sie sollte für alles büßen, und sie ließ es zu, dass sie von den Geistern eingekreist wurde.

Auch Viviana hatte alles genau mitbekommen. Auf ihrem Gesicht las ich die Gefühle, die sie durchtosten. Sie wollte reden, setzte an, sie konnte es nicht. Zu schlimm war das, was sie zu sehen bekam. Es war ihre Mutter, die Frau, die sie ein Leben lang begleitet hatte. Nun sollte sie für diejenigen in den Tod gehen, die sie nicht einmal gekannt hatte. Furchtbar...

Für Viviana war es am schlimmsten, denn man wollte ihr das langsame Sterben der Frau zeigen. Sie fasste mich an. Ihre Hände waren kalt geworden, obwohl sie schwitzte. »John, wir müssen etwas tun. Wir können doch nicht zuschauen, wie sie meine Mutter töten.«

»Das meine ich auch.«

»Dann lass uns...«

Wir hörten einen fernen Schrei. Senora Marquez hatte ihn ausgestoßen. Was mit ihr geschehen war, konnten wir nicht erkennen, jedenfalls musste sie die erste Strafe erhalten haben. Irgend jemand aus der Geisterschar hatte sich nicht mehr beherrschen können.

»Schneller, John!« drängte das Mädchen. »Lassen Sie uns...«

Ich wusste Bescheid. Nur war es nicht so einfach in dieser Welt, von einem Ziel an das andere zu gelangen. Ich versuchte es, hielt Viviana auch fest, damit wir uns gegenseitig unterstützten, doch es hatte keinen Sinn. Die Kräfte in dieser Welt waren einfach zu stark.

»Kann man denn gar nichts tun?« fragte Viviana verzweifelt.

Ich überlegte, und ich dachte dabei lange nach. »Doch, ich glaube,

dass ich etwas tun kann.«

»Und was?«

Ich streifte die Kette mit dem Kreuz über den Kopf. »Ich werde es mit Magie versuchen.«

Zu einer weiteren Frage oder Bemerkung ließ ich Viviana nicht erst kommen, denn ich rief die Formel, die mein Kreuz aktivierte...

Sie hatten die Frau! Endlich war es ihnen gelungen, die letzte in der Ahnenfolge zu finden. Die Tochter, die noch hinter ihr kam, interessierte sie nicht. Wichtig allein war die Mutter.

Sie war freiwillig gekommen und wurde gleich von den schrecklichen Gestalten in die Mitte genommen. Sie zeigten ihr die gefolterten Körper, ließen sie in die offenen Wunden schauen und taten ihr noch nichts. Sie sollte nur den Schrecken erleben, den jeder mitbekam, der die Welt der Geister betrat, denn durch geheimnisvolle Kräfte wurde an seinem Gewissen so stark gerüttelt, dass sich der Eindringling selbst für die Taten schuldig fühlte, die er nicht begangen hatte. So erging es auch der Senora. Es kam über sie mit der Wucht eines Sturms. Die Gefühle peitschten in ihrem Körper hoch. Eine furchtbare Angst hielt sie umklammert. Ihr Kopf war angefüllt mit brausenden Stimmen, und aus jedem Satz, den man ihr sagte, klang ein Vorwurf.

»Deine Familie war es, die uns zerstört und getötet hat. Deine Familie allein. Sie folgten dem Rat des Königs, aber wir werden uns rächen. Du sollst ebenfalls deine menschliche Existenz erleben, du sollst verdammt sein in alle Ewigkeiten. Du wirst die Person werden, vor der sich die Menschen so fürchten, wie wir uns damals vor den Schergen des Königs gefürchtet haben. Nie sollst du Ruhe finden. Verflucht sein bis in alle Ewigkeiten, das haben wir uns versprochen. Unsere Rache wird schlimmer sein als Folter. Wir geben dich zurück in das Leben, in das ewige Leben der

Verdammnis, wie jemanden, der keine Ruhe im Grab findet. Und du wirst zu einer werden, die den Knechten des Bösen in nichts nachsteht. Der Tod wird dich treffen, und du wirst trotzdem leben!«

Wer diese Worte gesprochen hatte, war für die Frau nicht zu erkennen. Alle redeten, alle wollten das gleiche von ihr, und sie sah, wie der Kreis kleiner wurde.

Plötzlich waren die Gesichter noch größer, noch näher und auch viel schrecklicher. Sie tanzten vor ihr auf und nieder, bildeten einen gewaltigen Wirbel, der auf sie niederstürzen und sie vernichten würde. Dann waren sie da. Blitzschnell, eine kompakte Masse aus geisterhaften Gesichtern und Körpern. Reine Energie, die gegen die Frau schlug und ihr so furchtbare Qualen beibrachte, dass sie einen gellenden Schrei einfach nicht mehr unterdrücken konnte.

Sie brüllte verzweifelt, spürte, wie das Leben aus ihrem Körper wich, wurde nur von Stimmen umgeben und konnte plötzlich nichts mehr sehen.

»Ewiges, verfluchtes Leben!« Es waren die letzten Worte, die sie noch vernahm. Von diesem Moment an wusste sie nichts mehr, und die Welt um sie herum explodierte in einem wahren Rausch...

Dafür trug ich die Verantwortung, denn ich hatte die Formel gerufen, die mein Kreuz zu einer ungemein starken Waffe des Lichts machte. Terra pestem teneto - Salus hic maneto! So lautete dieser in Latein abgefasste Spruch, dessen Kraft in der Lage war, ganze Welten zu verändern, so wie ich es hier wieder einmal demonstriert bekam. Für das Mädchen und mich riss der Faden. Wir mussten uns einfach den Kräften überlassen, die ich durch das Rufen der Formel herbeigelockt hatte.

Die Welt des Lichts und die der Geister prallten zusammen. Es begann ein gewaltiger Kampf. Ich wollte nicht, dass die Dimension der Dunkelheit noch bestehen blieb, deshalb hatte ich zu diesem

letzten Mittel gegriffen, auch wenn ich damit ein gewaltiges Risiko einging. Um mich herum war Licht. Hell und strahlend. Wo Licht ist, kann sich das Böse nicht halten, da werden die Schatten der Magie vertrieben, deshalb erfüllte mich diese gewaltige Hoffnung, die wie eine Flamme in mir hochschoss.

Zeit war für mich uninteressant geworden. Ob Stunden, Tage oder Minuten vergingen, konnte mir egal sein. Ich wollte nur raus aus diesem gefährlichen Hexenkessel einer finsternen Dimension und wurde von diesem Licht, das mich umgab, hinausgetragen in eine andere Landschaft, eine andere Dimension, die mir bekannter vorkam, denn als die Helligkeit verschwand, hörte ich das Rauschen des Wassers hinter mir, sah einen flackernden Feuerschein und vernahm eine Stimme, die »Mein Gott« sagte.

Ich drehte mich herum.

Bill Conolly schaute mich an. Er hielt die Fackel in der rechten Hand, nicht weit entfernt stand Suko, noch ein wenig schwach auf den Beinen, aber unverletzt.

Und Viviana? Ich hörte sie sprechen. Sie lehnte an einem Felsen, starrte nach vorn, sah uns an, schaute trotzdem hindurch und schüttelte den Kopf, weil sie nichts begreifen konnte.

Selbst mir fiel es schwer.

Als ich auf meine Freunde zuging, zitterten mir die Knie. Hinter ihnen sah ich die Umrisse der Knochenbarke und wusste nun, dass ich an dem Ufer des Flusses stand, an dem ich das Schiff auch verlassen hatte. Bill streckte mir die Hand entgegen. »Verdammter, John, du hast es geschafft - oder?«

»Nein, nicht ich. Das Kreuz!« Automatisch übergab ich Suko die Dämonenpeitsche, denn sie gehörte ihm. Wir waren froh, es hinter uns zu haben.

Wenn ich genauer darüber nachdachte, standen wir genau dort, wo sich einmal der Zugang in die Dimension des Schreckens befunden

hatte. Sie war zerstört worden. Man konnte jetzt auch dieses Ufer frei und sicher betreten.

»Ihr wartet hier«, wies ich meine Freunde an. »Ich glaube, dass jemand meine Hilfe braucht.«

»Sicher.« Bill nickte.

Ich drehte mich um und ging auf Viviana zu. Sie stand noch immer dort, wo ich sie auch beim erstenmal gesehen hatte. Einen erschöpften Eindruck machte sie. Ihr Mund stand offen, der Atem flog keuchend über die Lippen, und sie wollte lächeln, als sie mich anschauten, es wurde nur eine weinerliche Grimasse daraus.

»Wir haben es geschafft«, sagte ich.

»Sind wir raus?«

»Ja. Diese Welt der Geister gibt es nicht mehr. Mein Kreuz hat sie zerstört.«

»Wieso?«

Ich hob die Schultern, obwohl ich eine Erklärung versuchte. »Ich will es mal so sagen. Die Welt oder die Dimension, in der wir gefangen gewesen waren, hatte keine Existenzberechtigung mehr. Es durfte sie einfach nicht mehr geben. Und genau aus diesem Grunde haben die Kräfte des Kreuzes dafür gesorgt, dass sie vernichtet wurde.«

»So muss es sein.« Die Antwort bewies mir, dass sie nichts verstanden hatte. Es war auch nicht nötig, zudem beschäftigte sie ein anderes Problem viel stärker. »Was ist mit meiner Mutter?«

Eine gute Frage, die auch Bill und Suko vernommen hatten und ebenfalls keine Antwort wussten.

»Ist sie tot?«

Meine Erwiderung klang vorsichtig. »Wir könnten eigentlich davon ausgehen.«

Ich hatte erwartet, dass Viviana in einen Weinkampf verfiel. Es trat nicht ein. Zuviel hatte sie inzwischen erfahren. So sahen wir ihr

Nicken und hörten auch die leise gesprochene und nur schwer verständliche Antwort. »Es musste wohl so sein, nach alldem, was inzwischen vorgefallen ist.«

»Ja, das glaube ich auch.«

Die nächste Bemerkung bewies mir, dass Viviana trotz ihrer Trauer nachdachte. »Wenn dem so ist, müssten wir eigentlich die Leiche meiner Mutter hier irgendwo finden.«

»Da hat sie recht, John!« mischte sich Bill ein. Er hielt noch die Fackel fest. Zusammen mit Suko machte er sich auf die Suche, während ich bei Viviana blieb.

»Ich möchte, dass Sie mir einen Gefallen erweisen, John.«

»Wenn ich kann, gern.«

»Bestimmt.« Sie schaute mich direkt und bittend an. »Erzählen Sie niemanden, was ich von Ihnen wollte. Sie wissen schon, das mit dem Kind, der Nachfolgerschaft...«

Ich lachte leise. »Nein, keine Sorge, das bleibt unser Geheimnis. Außerdem ist die Sache jetzt gelaufen. Es gibt keine Rache mehr aus der Vergangenheit. Niemand braucht in der Knochenbarke über den Totenfluss zu fahren, um das andere Ufer der Nacht zu erreichen. Das ist alles vergessen.«

»Zum Glück.«

Achselzuckend kehrten Suko und Bill zu uns zurück. »Wir haben keinen Menschen mehr gefunden, wir sind die einzigen.«

»Dann ist meine Mutter tot.« Viviana bekam eine Gänsehaut, als sie das sagte, und sie musste sich noch etwas von der Seele reden. »Sie war nicht so schlecht. Sie hat immer versucht, mir eine gute Mutter zu sein, trotz allem, was geschah. Aber die Schatten der Vergangenheit waren stärker. Sie ließen es einfach nicht zu, dass wir ein normales Leben führten. Nur so konnte es zu diesen schlimmen Dingen kommen, die wir erlebt haben. Aber das ist vorbei.«

»Sicher.«

Bill Conolly dachte wieder praktisch. »Sollen wir nicht lieber verschwinden? Hier unten ist es mir einfach zu ungemütlich. Außerdem habe ich eine nasse Hose.«

»Konntest du nicht an dich halten?« fragte ich.

»Hau nicht so auf den Pudding, John! Deine wird auch gleich nass. Wir müssen nämlich über den Fluss!«

Das stimmte. Wir alle wären natürlich gern mit der Totenbarke zurückgefahren, nur kamen wir nicht gegen die Strömung an. So mussten wir den Weg zu Fuß zurückgehen, und mit den nassen Hosenbeinen sollte Bill recht behalten. Es war schon weit nach Mitternacht, als wir wieder im Schloss der Familie Marquez saßen. Es gab kein elektrisches Licht, auch keine moderne Heizung, deshalb mussten wir uns in die große Halle setzen und ein Kaminfeuer entfachen. Bald konnten wir uns vor dem Kamin wärmen. Das tat gut.

Viviana Marquez hatte uns gebeten, den Rest der Nacht zu bleiben, und diese Zeit nahmen wir uns. Es gab noch einiges zu bereiten. Wenn bestimmte Fragen auftauchten, konnten wir noch den Zwerg oder den Mann mit der Eisenmaske fragen.

Beide hatten wir auf unserem Rückweg aufgelesen und mitgenommen. Uns war von Viviana auch der zweite Gang gezeigt worden, der aus dem Keller in das Innere der Burg führte. Wir mussten über eine hohe Treppe steigen, um in die entsprechenden Räume zu gelangen. Außerdem waren wir nicht die einzigen Gäste. Die vier Helfer der Senora hatten auf sie gewartet, um ihr zu erklären, dass sie nichts mehr mit ihren Machenschaften zu tun haben wollten. Das war nun nicht mehr nötig, und sie waren froh darüber.

Ob sie mittlerweile das Schloss verlassen hatten und wieder zurück ins Dorf gegangen waren, wussten wir nicht. Wir saßen vor dem Kamin und redeten über die Zukunft der Viviana Marquez, denn darum drehten sich ihre Gedanken.

»Haben Sie denn irgend etwas Bestimmtes vor?« fragte Bill, der

ein Weinglas in der Hand hielt und auf die rote Flüssigkeit schaute.

»Ich weiß es nicht.«

Der Reporter hob die Schultern. »Ich für meinen Teil könnte es mir schlecht vorstellen, allein in einem so großen Schloss zu wohnen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Dann wollen Sie weg?«

»Was bleibt mir anderes übrig? Ich muss. Vielleicht gehe ich nach Madrid. Ich werde einen Makler beauftragen, dass er die alte Burg zum Verkauf anbietet. Vielleicht findet sich jemand.«

Das war am besten. Hinter uns lag ein verdammt hartes Abenteuer. Ich befand mich in einem Zustand zwischen Müdigkeit und einem Hellwachsein. Vor uns dreien lag eine lange Reise, deshalb war es wichtig, vorher noch eine Mütze Schlaf zu nehmen.

Ich erkundigte mich bei Viviana nach den Gästzimmern. Sie erschrak. »Wollen Sie jetzt schlafen?«

»Ja.«

»Aber ich nicht.«

»Das kann ich verstehen, nur sollten Sie sich wenigstens hinlegen und es versuchen.«

»Das wird schwer sein.«

Etwas polterte im Hintergrund. Dann hörten wir einen fürchterlichen Schrei. Blitzschnell sprangen wir in die Höhe. Suko und ich rasten als erste auf die Tür zu, die uns aus dem Rittersaal führte. Dahinter befand sich ein langer Gang, der auch zum Burgtor führte. Dort lag jemand. Ich hatte die Namen der vier Männer, die der Senora gedient hatten, nicht in Erinnerung, später erfuhr ich, dass es der Wirt Ramon gewesen war. Er sah furchtbar aus.

Irgendeine Stichwaffe musste ihn im Gesicht und an der Brust getroffen haben. Seine Kleidung war blutüberströmt, aber er lebte. Mit letzter Kraft hatte er sich durch den Gang geschleppt, es aber nicht mehr geschafft, den Rittersaal zu erreichen.

Mühsam hob er die Hand, während wir vor ihm knieten. Seine Worte wurden von einem dünnen Blutfaden begleitet, der über seine Unterlippe sickerte, als er uns bekannt gab, wer ihn so fürchterlich zugerichtet hatte.

»Es war die Senora...«

Die vier Worte hatten ausgereicht, um uns allen einen Schock zu versetzen, denn auch Bill und Viviana waren inzwischen eingetroffen und standen in dem von einer Fackel nur spärlich erleuchteten Gang. Dann starb der Mann. Es war furchtbar für uns, zuschauen zu müssen. Das Mädchen wandte sich ab und presste ihre Stirn gegen die Wand, weil sie es einfach nicht sehen konnte.

Auch ich fühlte mich mies, drückte dem Toten die Augen zu und sah, als ich auf meine Fingerkuppen schaute, dass sie blutbeschmiert waren.

»Die Senora also«, flüsterte ich im Hochkommen. »Glaubt ihr daran?«

Forschend schaute ich in die Gesichter meiner Freunde, aber auch sie konnten mir keine Antwort geben.

»Welchen Grund sollte er für eine Lüge haben?« fragte Bill. Ich wusste keinen, Suko ebenfalls nicht. Er dachte weiter. »Wenn diese Frau tatsächlich existiert, davon können wir ja wohl ausgehen, wird sie mit einem Rachezug beginnen und all diejenigen töten, die früher mit ihr zu tun gehabt haben. Ramon, der Wirt, ist tot. Ob die drei anderen noch leben, wissen wir nicht, jedenfalls befinden sie sich in einer großen Gefahr, wie ich meine.«

»Ja«, murmelte ich, »das sehe ich auch so.«

»Wo könnten wir sie warnen?« fragte Bill. »Befinden sich die Leute überhaupt noch im Schloss?«

Keiner wusste darauf eine Antwort. Dafür fiel mir etwas ein. »Okay, gehen wir einmal davon aus, dass uns der Wirt nicht belogen hat. Dann sind nicht nur seine Freunde in Gefahr, auch noch andere.«

»Nämlich wir!« stellte Bill trocken fest. »Richtig.«

Suko warf einen unauffälligen Blick zu dem an der Wand stehenden Mädchen. Er sah auch mein Nicken, denn ich war ebenfalls der Überzeugung, dass die Senora auch auf ihre Tochter keine Rücksicht nehmen würde.

Niemand von uns wusste, was ihr in der anderen Dimension oder am anderen Ufer der Nacht widerfahren war. Viviana und ich hatten sie nur kurz von der Ferne gesehen, ohne zu wissen, was mit ihr geschehen war. Sie musste noch vor der Aktivität meines Kreuzes in einen mörderischen Kreislauf hineingeraten sein, der sie zu einer schrecklichen Mordbestie verändert hatte.

Bill Conolly fasste unsere Lage mit einem Satz zusammen. »Mir scheint, dass unsere Zeit hier noch nicht vorbei ist!«

Das sahen Suko und ich auch so.

»Und wie geht es weiter? Wen sollen wir alles beschützen?« Bill drehte sich. »Sollen wir überhaupt in diesen Mauern bleiben oder nicht lieber verschwinden?«

»Ein Rückzug wäre schlecht«, antwortete Suko. »Wenn sich diese Person tatsächlich hier herumtreibt, müssen wir sie stellen. Sie wird es bei uns versuchen, wir sind die Lockvögel für sie.«

Der Ansicht war ich auch.

»Okay«, stimmte Bill zu. »Dann bleiben wir eben.«

Jetzt erst regte sich Viviana. Wir wussten nicht, ob sie unser Gespräch mitbekommen hatte, jedenfalls hörten wir ihre Schritte. Sie glichen denen eines Roboters. Sie ging durch den Gang, ohne nach links und rechts zu blicken. Hocherhoben war der Kopf, bleich das Gesicht, blutleer die vollen Lippen. »Ich gehe in mein Zimmer«, sagte sie leise.

»Warum?«

»Ich will es!«

Eine weitere Frage stellte ich nicht. Auf keinen Fall wollte ich sie

allein und schutzlos in ihr Verderben laufen lassen. Den anderen beiden bedeutete ich, zurückzubleiben.

»Du willst ihr nach?«

»Ja, Bill, wahrscheinlich ist sie der Schlüssel zu diesem Geheimnis. Ich rechne sogar damit, dass ihre Mutter sie besuchen wird, um sie ebenfalls zu töten.«

»Dann wärst du aber auch in Gefahr, John.« Ich lachte. »Sind wir das nicht alle irgendwie immer?«

»Kann sein.«

»Ihr haltet Wache, wenn es geht, ja?«

So recht waren sie damit nicht einverstanden, das las ich von ihren Gesichtern ab, aber sie stimmten dennoch zu und ließen mich gehen. Ich nahm die Verfolgung des Mädchens auf. Sie hatte sich inzwischen umgezogen, trug schwarze Samthosen und eine locker bis zu den Hüften fallende weiße Bluse.

Auch die Waffen hatte sie wieder abgegeben, und sie sah jetzt so aus wie ein völlig normales junges Mädchen und nicht wie jemand, der dabei war, in den Tod zu schreiten. Ob sie mich überhaupt wahrgenommen hatte, konnte ich nicht sagen. Ich jedenfalls ging sehr leise hinter ihr her. Wir durchquerten den Gang und erreichten eine düstere Halle, die noch aus der Ritterzeit stammte, wo man auf großen Prunk an manchen Orten verzichtet hatte. Nur dunkle Mauern, an einigen Stellen sogar grünlich eingefärbt, über die das Licht einer einsam brennenden Fackel huschte. Ihr Schein fiel auch auf eine breite Bogentreppe, die in die nächste Etage der Burg führte. In diesem Trakt hatte ich mich noch nie aufgehalten, er musste zu den direkten Wohnräumen der Burgherrin führen. Das Mädchen schritt vor mir die Treppe hoch. Viviana drehte sich nicht ein einziges Mal um. Ich hielt einen etwas größeren Abstand, als wir in die Dunkelheit des Treppenhauses eintauchten, denn hier gab es kein Licht, und es konnten auch zahlreiche Gefahren lauern. Erst nach dem

nächsten Absatz entdeckte ich wieder einen rötlichen Schein. Er flackerte dort auf, wo die nächste Stufenfolge zu Ende war. Wieder erreichten wir einen Gang, und noch immer waren weder das Mädchen noch ich angegriffen worden.

Der Gang war breit. Türen zweigten ab. Vor der dritten auf der rechten Seite blieb Viviana stehen. Auch ich verhielt meinen Schritt und ich presste mich in eine Nische, aus der ich hervorpeilte, als ich das Geräusch des Türöffnens hörte. Viviana verschwand in ihrem Zimmer. Mich hielt natürlich nichts mehr in der Deckung. Ich folgte ihr auf dem Fuße und kam gerade noch zurecht, bevor sie die Tür hinter sich schließen konnte.

Vorsichtig drückte ich sie auf und peilte in den Raum. Das Mädchen war schon einige Schritte in das Zimmer hineingegangen, in dem ein muffiger Geruch lag, der auch von einem süßlichen Parfümduft nicht völlig vertrieben werden konnte.

Ich konnte an ihr vorbeiblicken, es war nicht völlig dunkel im Raum, und ich sah, dass der Raum einen großen Erker besaß, dessen Mauerwerk von drei bis zum Boden reichenden Fenstern unterbrochen wurde. Im Erker stand das Bett. Breit, sehr alt, aus dunklem Holz, mit einem hohen Kopfteil, dessen Pfosten gedrechselt waren.

Sie schritt auf das Bett zu. Ein schmaler Schatten, der in den etwas helleren Schein geriet, denn durch die drei großen Fenster fiel das fahle Licht des Mondes, der sich von zahlreichen, prachtvoll funkelnenden Sternen umgeben sah.

Ich schloss behutsam die Tür. In dieser düsteren Finsternis wollte ich nicht warten. Da es in der Burg keinen elektrischen Strom gab, hielt ich nach Kerzenleuchtern Ausschau. Es standen mehrere zur Auswahl. Sechs Kerzendochte zündete ich an. Die dazugehörigen beiden Leuchter standen so verteilt, dass sie den Großteil des Raumes in ein romantisches Licht tauchten und sich ihr Schein erst

am Fußende des Bettes verließ.

Dort saß Viviana. Sie hatte sich schräg auf die Kante gesetzt und hielt die Beine zusammengepresst. Mit leerem Blick schaute sie gegen eines der drei Erkerfenster und reagierte auch nicht, als ich auf sie zukam. Erst als ich neben ihr meinen Platz fand und die Matratze eindrückte, wurde sie aufmerksam und drehte den Kopf. Stumm schauten wir uns an. Ich hielt ihre rechte Hand. »Keine Sorge, Viviana, ich bleibe hier.«

»Sie ist eine Mörderin!« flüsterte das Mädchen. »Sie hat einen Menschen getötet.«

Ich schüttelte den Kopf. »So einfach ist das nicht. Ich möchte deine Mutter zwar nicht unbedingt verteidigen, aber wir können davon ausgehen, dass sie nicht mehr die gleiche ist wie früher.«

»Wie meinst du das?«

»Sie muss sich einfach verändert haben. Oder hättest du ihr das zugetraut?«

»Vielleicht.« Sie atmete tief ein. »Ich weiß, dass sie es getan hat, und sie wird auch weitermorden. Ich fühle es. Ich fühle auch, dass sie zu mir kommen wird. Ich erwarte sie und den Tod...«

Die geflüsterten Worte hörten sich in der Umgebung gespenstisch an. Auch ich konnte eine Gänsehaut nicht vermeiden, aber ich stimmte ihr nicht zu. »Wenn du recht hast, Viviana, werde ich alles tun, damit es nicht dazu kommt.«

»Meine Mutter ist stärker.«

»Warten wir es ab.«

Viviana Marquez hatte mir nichts mehr zu sagen. Sie zog ihre Hand zurück, ließ sich zur Seite fallen und legte sich auf das Bett. Ihr Kopf sank in den Kissen ein. Sie konnte durch die Fenster in den gepunkteten Sternenhimmel sehen. Ein prächtiges Bild, das so gar nichts mit dem Tod zu tun hatte.

Auch ich suchte mir einen anderen Platz, wo ich die Zeit verbringen

wollte.

Langsam schritt ich durch den großen Raum. Meine Schritte dämpfte ein Teppich fast bis zur Geräuschlosigkeit. Ich sah den alten Schrank, der sich als kompakter Schatten von der Wand abhob, ging auch an einer Kommode vorbei und sah eine schmale Nische, die dem Bett schräg gegenüberstand. In ihr musste an der Wand mal etwas gehangen haben. Jetzt sah ich dort nur einen hellen Fleck.

Ich stellte mich in die Nische. Die Zeit des Wartens begann. Ich ließ meinen Blick nicht von der Gestalt des Mädchens. Auf der breiten Liegestatt machte sie auf mich einen irgendwie verlorenen Eindruck. Sie lag da hatte den Kopf leicht gedreht, schaute durch das Fenster, während der Mond seinen silbernen Schleier um sie legte. So wartete sie.

Würde die Frau kommen? Ich setzte darauf, obwohl es durchaus möglich war, dass sie sich zuerst ein anderes Opfer vornahm. Minuten verstrichen. Kaum etwas war zu hören. Nur wenn sich Viviana bewegte, raschelte der Stoff oder knarrte hin und wieder die Unterlage. Ich vernahm meinen eigenen Atem, machte eine kurze Atempause und fühlte mich überhaupt nicht aufgereggt.

Ab und zu warf ich einen Blick auf die Uhr. Der kleine Zeiger näherte sich der dritten Morgenstunde. Wir hatten August, bis zur Dämmerung würde nicht mehr viel Zeit vergehen.

Mit jeder Minute, die verstrich, stieg auch meine Spannung. Wenn in diesem Raum etwas passieren sollte, musste es bald geschehen. Vom Gang her hörte ich auch keine Geräusche. Bill und Suko hielten sich zurück. Manchmal hatte ich das Gefühl, die Augen schließen zu müssen, dann riss ich mich wieder zusammen und wurde auch wach. Viviana schlief ebenfalls nicht. Ziemlich oft rollte sie sich herum. Einige Male sprach sie auch. Verstehen konnte ich nichts, die Distanz zwischen uns war für die geflüsterten Worte einfach zu groß. Plötzlich richtete sich die junge Spanierin auf. Sie hatte dabei ihre

Arme nach hinten gedrückt, stützte sich auf beide Fäuste und schaute starr nach vorn in einer Haltung, die ihre innere Spannung verriet. Hatte sie etwas gesehen?

Mir war nichts aufgefallen, doch das musste nichts heißen. Ich sprach sie nicht an, wartete ab und hörte dann ihre Stimme. »Mutter«, flüsterte sie so laut, dass auch ich sie verstehen konnte. »Mutter, bist du da?«

Eine Antwort bekam sie nicht. Noch einmal versuchte sie es. »Mutter, ich rufe dich. Bitte, sag etwas! Bist du da?«

»Ja, ich komme...«

Das war genau die Antwort gewesen, auf die auch ich gewartet hatte. Nur konnte ich niemanden sehen. Das Mädchen hockte nach wie vor in seinem Bett.

Wo steckte die Senora? Während meine Blicke den Raum durchhirrten, hörte ich das heftige Atmen des Mädchens. Ich entdeckte keinen Schatten, keine Gestalt, kein feinstoffliches Wesen, bis ich Vivianas Ruf vernahm. »Da bist du ja!«

Jetzt sah ich sie auch. Die Gestalt schwebte von außen an der Scheibe. Sie stand in der Luft, ein Geist, eine gespenstische Erscheinung, feinstofflich wie die Wesen, die ich in der anderen Dimension erlebt hatte. Für diese Geistgestalten bildeten auch Mauern kein Hindernis. Sie konnten alles durchdringen.

Noch schwebte sie vor der Scheibe, dann war die Gestalt im Raum, und ich hatte kaum gesehen, dass sie sich in Bewegung setzte. Am Fußende und über dem Bett blieb sie schweben, um ihren Kopf zu senken und auf ihre Tochter zu schauen.

»Ich bin gekommen, Viviana, aber ich gehöre nicht mehr zu euch Menschen. Ich habe das andere Ufer der Nacht betreten und bin zu einer der ihren geworden. Sie sind zerstört, ich aber lebe als Geist weiter und werde mich in ihrem Sinne rächen. Ein Fluch hat mich getroffen, den ich erfüllen muss. Ich werde morden, ich muss es tun,

der Fluch lässt mir keine andere Wahl. Mit Roman fing ich an, aber mit dir, Tochter, setze ich den blutigen Reigen fort.«

Sie ließ Viviana gar nicht dazu kommen, irgendeine Frage zu stellen. Aus dem Stand glitt sie zur Seite, ein Arm löste sich aus der senkrechten Haltung, wurde angehoben, und eine bleiche, fast durchsichtige Hand griff nach einem in der Nähe stehenden Kerzenständer.

»Damit werde ich dich erschlagen, Tochter!« sagte sie und hob den Arm noch höher.

»Das genau wirst du nicht!« Meine harte Stimme zerschnitt die Stille des Raumes. Jeder musste die Worte vernommen haben, natürlich auch die Frau, die sich so verändert zeigte und kein Mensch mehr war. Ich hatte die Nische verlassen. In der Hand hielt ich mein Kreuz, weil ich mir sicher war, dass ich nur mit dieser »Waffe« etwas gegen die Geistgestalt ausrichten konnte.

Sie drehte sich um. Die erste Gefahr für das Mädchen war gebannt, da Viviana jetzt auf den Rücken ihrer Mutter blickte. Ich aber sah sie an. Ein bleiches, hohlwangiges Geistergesicht wurde mir präsentiert. Völlig blutleer, von Furchen durchzogen, mit blassen Augen, die trotz allem auf mich irgendwie traurig wirkten. Sie besaß noch die gleiche Gestalt wie als Mensch, nur waren ihre Haare nicht mehr zu erkennen. Sie bildeten mit dem Kopf eine Einheit aus einer grauen und silbernen Masse.

Ich hatte das Kreuz bisher so gehalten, dass es vor meinen nach unten gesenkten und zusammengelegter Fingern verdeckt wurde. Nun, als ich vor dem Fußende des Bettes stand, hob ich die vier Finger in die Höhe, so dass mein Kreuz frei lag.

Sie schaute darauf. Erschrecken zeigte ihr Gesicht, denn sie wusste genau Bescheid. Dennoch wiederholte ich es. »Dieses Kreuz hat die Welt, aus der du kommst, vernichtet. Es wird auch dich töten, denn der Fluch, der über dich ausgesprochen wurde, soll gelöscht werden.

Ein für allemal!«

Sie hörte meine Worte und wusste, dass ihr nur noch eine kleine Chance blieb. Deshalb wollte sie den Leuchter auf mich schleudern. Ich war schneller und warf das Kreuz! Es wurde ein Volltreffer. In die Gestalt jagte es hinein, wobei ich für einen Moment die Befürchtung hatte, dass es hindurchfliegen würde, aber es stoppte. Die Reaktion war für Senora Marquez furchtbar. Nicht nur sie schrie, als sich der Körper in die Länge zog und in zahlreiche Nebelstreifen auflöste, auch Viviana konnte nicht an sich halten und brüllte ihre Not hinaus.

Schwer fiel der Leuchter auf das Bett, wo er keinen Schaden mehr anrichtete.

Die Senora wurde durch die Kraft des Kreuzes vernichtet. Von dem feinstofflichen Körper blieb nichts anderes mehr zurück als ein Mensch, der in und von der Erinnerung lebte. Ich hatte das Gefühl, als wäre die Luft in dem großen Raum besser geworden, ging auf das Bett zu, in dem die weinende Viviana saß, und nahm das Kreuz an mich. Wie gut konnte ich sie verstehen! Was immer auch vorgefallen war, es hatte sich bei dieser Person um ihre Mutter gehandelt. Man musste das Mädchen jetzt in Ruhe lassen. Ich öffnete die Tür und sah Suko im Gang stehen. Auch Bill wartete. Beide eilten herbei, als sie meinen Schatten sahen.

»Alles klar?« fragte der Reporter.

»Ja, der Fluch ist gelöscht worden.«

»Gratuliere, John.«

Ich hob die Schulter. »Lass mal, auf so etwas oder auf eine Feier habe ich jetzt keinen Bock mehr.«

»Das kann ich verstehen«, meldete sich Suko.

Gemeinsam gingen wir zu Viviana Marquez zurück. Sie hatte sich noch nicht beruhigt, und wir erklärten ihr noch einmal, dass sie nichts mehr zu befürchten hatte.

»Ja, ich habe es erlebt, und ich will dieses verdammte Schloss nicht mehr haben. Auf keinen Fall mehr.« Sie schüttelte sich.

»Vielleicht lasse ich es abbrennen.« Dann rannte sie hinaus.

»Willst du es nicht kaufen?« fragte ich meinen Freund Bill.

»Nein, danke, mir reichen meine Türschlösser zu Hause.«

So eine Antwort konnte auch nur von Bill Conolly kommen. Ein vernünftiger Mensch hätte das nicht gesagt...

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 055 »Drei Gräber bis Atlantis«